

FBE

Forschung · Begleitung · Entwicklung

Winfried Saup · Hans Tietgens u.a.

**Bildung für ein
konstruktives Altern**

Pädagogische Arbeitsstelle
Deutscher Volkshochschul-Verband

Forschung · Begleitung · Entwicklung

Winfried Saup · Hans Tietgens u.a.

**Bildung für ein
konstruktives Altern**

Pädagogische Arbeitsstelle
Deutscher Volkshochschul-Verband

FORSCHUNG, BEGLEITUNG, ENTWICKLUNG (FBE)

Herausgegeben von der
Pädagogischen Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschul-Verbandes

Die Pädagogische Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschul-Verbandes vermittelt als wissenschaftlicher Dienstleistungsbetrieb zwischen Forschung und Berufspraxis der Erwachsenenbildung. Sie stellt den Hochschulen, den Volkshochschulen und anderen Einrichtungen Hilfen für ihre Arbeit zur Verfügung. Sie wird mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft und der Länder institutionell gefördert und gibt folgende Publikationsreihen heraus: Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung – Dokumentationen zur Geschichte der Erwachsenenbildung – Bibliographie zur Erwachsenenbildung im deutschen Sprachgebiet – Berichte, Materialien, Planungshilfen – Forschung, Begleitung, Entwicklung – Literatur- und Forschungsreport Weiterbildung – EB-Länderberichte.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bildung für ein konstruktives Altern / Pädagogische
Arbeitsstelle, Dt. Volkshochschul-Verband. Winfried
Saup; Hans Tietgens u.a. – Frankfurt (Main) : Pädag.
Arbeitsstelle, 1992

(Forschung, Begleitung, Entwicklung)

ISBN 3-88513-427-6

NE: Saup, Winfried; Tietgens, Hans; Pädagogische Arbeitsstelle
<Frankfurt, Main, Deutscher Volkshochschul-Verband>

ISBN 3-88513-427-6

© 1992 Pädagogische Arbeitsstelle des DVV, Frankfurt/M

Auslieferung: Pädagogische Arbeitsstelle des
Deutschen Volkshochschul-Verbandes e.V.
Holzhausenstraße 21
6000 Frankfurt (Main) 1
Telefon 069/154005/0

Inhalt

Vorbemerkungen	7
<i>Hans Tietgens</i> Zum Vermittlungsprozeß zwischen Altersforschung und Erwachsenenbildung	11
<i>Winfried Saup</i> Konstruktives Altern im Brennpunkt von psychologischer Gerontologie und Erwachsenenbildung	37
<i>Michael Bau</i> Brückenschläge zwischen Expertenwelten: Anmerkungen zu einem konstruktiven Dialog zwischen Altersforschung und Erwachsenen-/ Altenbildung	47
<i>Brunhilde Arnold</i> Anmerkungen zum Saupschen Modell weiblicher Alternsweisen	52
<i>Ursula Dallinger</i> Konstruktives Altern – Eine Studie über älter werdende Frauen?	57
<i>Rudolf Tippelt</i> Konstruktives Altern – Herausforderung für die Erwachsenenbildung und für den einzelnen	66
Nachbemerkungen	75
AutorInnen	Umschlag S. 3

Vorbemerkungen

In einer der letzten Veröffentlichungen dieser Reihe war davon die Rede, daß die „Vorbehalte zwischen Forschung und Praxis nur kommunikativ abgebaut“ werden können. In dem Band, der mit einer solchen Anmerkung eingeleitet wurde, „Die Relevanz der Sozialwissenschaften für die Erwachsenenbildung“, war dieser Hinweis im Sinne einer Herausforderung gemeint gewesen. Es wurde da auf eine vergrößernde Form der Rezeption von Wissenschaft erkannt. Mit dem hier vorliegenden Band möchten wir nun einen nachlesbaren Dialog versuchen. Der dazu gewählte Forschungsbereich ist ein höchst komplexer. Er hat denn auch unter den verschiedensten wissenschaftstheoretischen Ansätzen Interesse gefunden. Eine wirklich intensive mehrperspektivische Bearbeitung steht aber noch aus. Es ist hier also zumindest Gedankenspielraum, wenn nicht schon Handlungsspielraum gegeben.

Wenn Erwachsenenbildung und Erwachsenenbildungswissenschaft in den letzten Jahren verstärkt ihre Aufmerksamkeit der Bildung Älterer zugewandt haben, so bedarf dies heute wohl kaum noch einer besonderen Begründung. Demographische Daten und menschliche Verunsicherungen bieten dazu weit bekannten Anlaß. Die PAS hat indes schon seit längerer Zeit ohne vordergründige Aktualität die Möglichkeiten der Bildung Älterer zur Sprache zu bringen versucht. Dies ist durch die Publikation konkreter Aktivitäten geschehen, aber auch durch Beiträge, in denen die Voraussetzungen des Lernens Älterer grundsätzlich erörtert wurden. Der Band der Arbeitsgruppe Altersforschung Bonn: „Altern – psychologisch gesehen“ von 1971 in der Reihe „Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung“ hat hier den Anfang gemacht. Ein Jahrzehnt später berichtete Helmut Skowronek in einem Sammelband der gleichen Reihe von dem allmählichen Zurücktreten eines „zu monopolistisch definierten Instrumentariums, das u.U. bedeutende Entwicklungsdimensionen bestimmter Lebensalter außer acht läßt“, und davon, wie „die für das dialektische Paradigma charakteristische Relativierung von eindimensional-hierarchischen Entwicklungsmodellen ... ein günstigeres Klima für Lernvorgänge im Erwachsenenalter“ schafft. Weitere acht Jahre später hat der „Report: Altersforschung“ von Dieter Nittel in unserer Reihe „berichte – materialien – planungshilfen“ gezeigt, wie ausdifferenziert die Bemühungen auf diesem wissenschaftlichen Feld sind.

Auffällig war über alle Jahre hinweg für die mit der Erwachsenenbildungswissenschaft Befassten, wie punktuell bei diesen Bemühungen vorgegangen wurde. Das gegenseitige Zitieren ist zwar ausgeprägt, es gehört zum Standard, aber alles, was an Unzulänglichkeiten anderer aufgezeigt oder zur Bestätigung für sich selber zitiert wird, bezieht sich auf die eigene wissenschaftliche Subkultur, scheint vornehmlich der Verfeinerung der Untersuchungsinstrumentarien zu gelten. Ein gemeinsames Drittes, etwa das menschliche Leben, kommt dabei nicht in den Blick. Das bietet zwar einer Nachbarwissenschaft, aber auch der interes-

sierten Berufsfeldpraxis die Möglichkeit beliebiger Auswahl dessen, was Forschung bietet, aber dies ist eine zweischneidige Chance. Die Lage wird auch nicht dadurch günstiger, daß für den Bereich der Altersforschung durchaus verschiedene Wissenschaftsdisziplinen und erkenntnismethodische Ansätze wirksam sind. Gerade bei dieser Vielfalt muß nämlich ein Zweites auffallen: Was weitgehend unbeachtet bleibt, das sind die Modalitäten des Sich-Veränderns von Individuen. Wenn sie kaum in den Blick kommen, mag dies an den Zugangswegen und den Untersuchungsinstrumentarien liegen. Insofern sie durch traditionelle Normen gestützt sind, wird es schwer fallen, das Blickfeld zu erweitern. Eine Voraussetzung dafür ist, daß überhaupt erst einmal über diese Phänomene gesprochen wird.

Damit ist der Hintergrund umrissen, der die PAS veranlaßt hat, zu interdisziplinären Gesprächen einzuladen. Daß die Diskussion über ältere Menschen in der heutigen Gesellschaft gerade en vogue ist, macht es, wie Außenstehende zuerst einmal vermuten möchten, keineswegs leichter. Die vordergründige Aktualität verführt sehr leicht zu kurzschlüssigem Verhalten, beispielsweise sich schnell auf etwas scheinbar zu einigen, um einen Effekt vorweisen zu können. Worum es der PAS aber geht, ist eine schrittweise Verständigung über das, was Kommunikationsschwierigkeiten bereitet hat. Die Gründe dafür sind ja nicht versehentliche Mißverständnisse, die sich alsbald ausräumen lassen. Sie beruhen vielmehr auf jeweiligen Sichtweisen und Arbeitsformen, die im sozialen Kontext verankert sind. Selbst wenn sie verunsichernde Signale senden, ist dies zuerst einmal Anstoß zu interner Verfestigung. Wenn also kommunikative Annäherungen intendiert sind, so ist an einen langwierigen Prozeß zu denken. Immerhin haben die ersten Gespräche in der PAS und in Kassel dahin geführt, mit zwei Publikationen der Reihe „Forschung – Begleitung – Entwicklung“ die Gespräche über die schriftliche Form auszuweiten und die öffentliche Diskussion anzuregen. Dabei lag es nahe, die Anlage des einen Bandes an den unterschiedlichen Perspektiven zu orientieren, aus denen Schwerpunktprobleme der Bildung Älterer gesehen werden können.

Der zweite hier vorgelegte Band sollte anders angelegt sein. Gegenüber dem meist üblichen Allgemeinheitsgrad der öffentlichen, auch der wissenschaftlichen Diskussion erschien es an der Zeit, einmal von einem Forschungsbeispiel auszugehen. Der Gedanke war, daß sich an konkreten Fällen am ehesten erkennen läßt, wie Transformationsprozesse von der Wissenschaft in die Berufswelt vor sich gehen, welche Probleme auftreten, wie am besten über die dabei bemerkbar werdenden Deutungssysteme gemeinsam reflektiert werden kann. Dabei sollte allerdings von vornherein ein Mißverständnis ausgeräumt werden. Wenn für stärkere Kontakte zwischen Forschung und Berufspraxis plädiert wird, wird immer noch allzu schnell an Verwendungszwecke gedacht. Dies aber ist aus dem Erfahrungshintergrund der PAS eine kurzschlüssige Erwartung. Wenn Ende letzten Jahres in der Zeitschrift „Pädagogische Psychologie“ ein Beitrag mit dem Titel „Evaluationsprojekte: Wissensbasis oder Entscheidungshilfe“ zu lesen war, so sind mit dieser Überschrift allzu oft bemerkbar werdende Fehlerwartungen und

Überforderungen benannt. Im Aufsatz selbst war denn auch wenig darüber zu finden.

Was Forschung jedenfalls im Erwachsenenbildungsbereich vielmehr bieten kann oder bieten sollte, das ist etwas anderes: eine Horizonsverweiterung für das Mögliche und damit ein Zuwachs für das hermeneutische Potential.

Ein solches Grundverständnis schließt Wünsche und Forderungen seitens der Erwachsenenbildung an Psychologie und Gerontologie nicht aus. Immerhin würde ein voller Erfolg erst bei einer Annäherung von Empirie und humanistischer Psychologie erreicht. Wenn die Realität der wissenschaftlichen Literatur anders aussieht, so hat dies auch gute Gründe. Sie stellt jedoch vor zahlreiche Rezeptionsprobleme, die eine Metakommunikation herausfordern. So erscheinen Probiebewegungen für Übersetzungshilfen angebracht, um im Einschätzen der Relevanzen sicherer zu werden. Dafür kann ein Offenlegen der mentalen Vorgänge hilfreich sein, mit denen vermittelt wird, was Forschung anbietet. Eben dies möchten wir mit dem vorliegenden Band versuchen.

Für ein solches Vorgehen hat Winfried Saup seine Habilitationsschrift zur Verfügung gestellt. Ihm gebührt dafür besonderer Dank, denn er läßt sich damit auf eine Verfahrensoffenheit ein, wie sie derzeit alles andere als üblich ist. Mit der Veröffentlichung ist allerdings durchaus der Gedanke verknüpft, daß dieses Vorgehen kein einmaliges bleibt. Deshalb wird hier auch der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß ähnliche Versuche folgen möchten, die zu einer Berührung unterschiedlicher Wahrnehmungsweisen und Argumentationsstile führen. Denn bislang ist das Voneinander-Hören und das Aufeinander-Zugehen von Erwachsenenbildung und Bezugswissenschaften weithin zufällig geblieben. Mißverständnisse können so nicht verwundern.

Wenn Saups Buch „Konstruktives Altern“ als Ausgangspunkt eines Dialogversuchs gewählt wurde, dann aufgrund von zwei Annahmen. Zum einen sind im Forschungskontext Bildungsaktivitäten zwar nicht ausdrücklich angesprochen, indirekt aber immer mitzudenken, insoweit Veränderungen als Ausdruck von Lernprozessen angesehen werden können. Zum anderen darf der Forschungsansatz der hier vorgestellten Untersuchung als einer angesehen werden, der sich auf der Höhe des derzeitigen Erkenntnisstandes befindet und auch methodologisch als exemplarisch für psychologische Forschung gelten kann. Damit ist nicht nur ein offener Zugang für das Praxisinteresse gegeben, sondern auch dem Bedürfnis nach Typischem entsprochen.

Was hier angestrebt wird, ist also die Präsentation einer Form des Umgangs mit Forschung. Wenn dabei nach deren Relevanz gefragt wird, so meint dies nicht ein kurzschlüssiges Umsetzen in Handlungskonsequenzen. Was interessiert, ist, in welcher Weise das Handlungsfeld erschlossen werden kann, in dem sich die Bildung Älterer bewegt. Es geschieht dies auf der Ebene der Mentalitätsstrukturen. Deren Veränderungsfähigkeit im Alter galt lange Zeit als höchst zweifelhaft. Indessen ist in der Einstellung ein Umschwung erfolgt. Umso mehr aber sind die Fragen darauf gerichtet, wie die neu erkannte Beweglichkeit zustande

kommt, was sie kennzeichnet, auf welche Weise sie zu beeinflussen ist und auch, wodurch sie behindert wird. Bei alledem geht es um Phänomene, die sich dem Meßbaren entziehen. Insofern können von der Forschung keine exakten Ergebnisse erwartet werden. Mit dem Denkmuster des Erfassens von Objektivem läßt sich hier nicht operieren. Daher werden von der Berufspraxis auch keine überhöhten Erwartungen angemeldet. Die Hoffnung richtet sich vielmehr auf eine Differenzierung des Blickfeldes, durch die das Interpretationspotential der in der Bildungsarbeit für Ältere Tätigen angereichert wird. Eine im Realen fundierte Erweiterung der Fantasie für das andere und die anderen möge aus der Begegnung mit der Forschung „herauskommen“.

Forschung muß zwangsläufig die Komplexität des Untersuchten über eine Konvention fixieren. Wer dabei Bildungsrelevantes ausfindig zu machen versucht, ist in einer heiklen Situation. Durch den angelegten Relevanzfilter sollte gerade das zur näheren Betrachtung kommen, was das Prozessuale ausmacht, was für die Wechselwirkung konstruktiv ist, was sich über Zwischentöne erkennen läßt. Das heißt aber, die Neugier der Praxis richtet sich auf das, was sich der Standardisierbarkeit entzieht. Vorläufige Vermutung ist daher, daß Gesprächsversuche zwischen Forschung und Bildungspraxis, wenn sie ernst gemeint sind, zuerst einmal Zwischenglieder eruiieren müssen, die von den entfernten Ausgangspositionen aus zwischen dem scheinbaren Exaktheitsanspruch des Forschers und der scheinbaren Beliebigkeit des ad-hoc-Handelns vermitteln. Es sind hier also etwas andere Strukturen wirksam, als sie gemeinhin in der Diskussion des Alltagswissens und Wissenschaftswissen diskutiert werden. Pointiert formuliert: Wer unter Handlungsdruck steht, läßt sich in seiner Realitätseinschätzung nicht durch den Konfundierungsverdacht beirren, mit dem der Methodenkritiker in der Forschung allenthalben operiert.

Mit dieser Bemerkung sind die Probleme der Öffnung auf Gegenseitigkeit längst nicht erschöpfend gekennzeichnet. Es sollte nur ein Hinweis auf einen Aspekt gegeben werden, der gemeinhin wenig beachtet wird. Wie eine Annäherung ansonsten aussehen kann, mögen die folgenden Teile der Veröffentlichung zeigen und viele weitere danach.

Der nächste Schritt ist hier meine Kurzdarstellung des Untersuchungsberichts von Saup. Mit dem selektiven Zugriff, mit dem Verfahren und Ergebnisse dargestellt werden, kommt schon der Aspekt der Relevanz zum Ausdruck. Erst recht ist dies der Fall bei der abschließenden Zusammenfassung des Aussagegehalts der Untersuchung. Hier werden auch einige Überlegungen über die weitere Forschungsarbeit angestellt. Der Autor hat dann selbst Gelegenheit, eine Rückmeldung zu diesem Rezeptionsbeispiel zu geben und ihm wichtig erscheinende Aspekte der interdisziplinären Kommunikation vorzutragen. In einem dritten Gang ist dann einigen Teilnehmern an den PAS-Kolloquien Gelegenheit gegeben, das Gebotene als Diskussionsanreiz zu nutzen. Wir hoffen, auf diese Weise den Transformationsprozeß auf Gegenseitigkeit über die Veröffentlichung hinaus anregen zu können.

Hans Tietgens

Zum Vermittlungsprozeß zwischen Altersforschung und Erwachsenenbildung

1. Ausgangslage

„Die Existenz einer immer größer werdenden Gruppe älterer Menschen mit noch guter körperlicher Verfassung und einem aktiven Lebensstil zwingt uns dazu, die Rolle des Alters zu überdenken“ (S. 9). Mit diesem Satz beginnt die Einleitung einer soeben erschienenen psychologischen Habilitationsschrift (Saup 1991). Die damit getroffene Feststellung bringt Erscheinungen auf den Punkt, die den in der Erwachsenenbildung Tätigen in den letzten Jahren neue Anstöße und Perspektiven für eine Bildungsarbeit mit Älteren gegeben haben. Es stimmt dann hoffnungsvoll, wenn der zweite Satz des genannten Buches heißt: „Daß Altern und Altsein nicht zwangsläufig körperlicher und geistiger Abbau und psychosozialer Rückzug bedeuten, ist in der psychologischen und sozialen Gerontologie längst kein neuer Gedanke mehr“. Erst recht muß es erwartungsvoll stimmen, wenn im folgenden Satz zu lesen ist: „Die Abwendung von globalen Alter(n)-theorien – wie Disengagement- oder Aktivitätsansätzen – führte in der psychologischen Gerontologie zu einer differentiellen Sichtweise, durch die interindividuell unterschiedliche Altersprozesse und Altersformen betont werden“. Im zweiten Absatz der zitierten Einleitung wird aber zugestanden:

„Obgleich im höheren Erwachsenenalter auch Entwicklungsveränderungen im Sinne der Erweiterung des Verhaltensrepertoires, der Ausweitung und Vertiefung von Erlebnismöglichkeiten, der Zunahme von Interessen, des Ausprobierens neuer Aktivitäten oder einer abwechslungsreicheren Lebensführung, der Ausweitung von Kontakten zu Mitmenschen usw. vorkommen, sind derartige Veränderungen und ihre Bedingungsfaktoren bislang nur wenig empirisch erforscht worden“ (ebd.).

Es soll daher an dieser Stelle nicht weiter allgemein darüber meditiert werden, warum es bisher kaum zu einem produktiven Dialog zwischen der Gerontologie im weitesten Sinne und der Erwachsenenbildung gekommen ist, warum sich ihr Forschungsinteresse von Bildungsfragen ferngehalten hat und warum auch die für die Angebotsplanung Zuständigen wenig Hilfen von ihr erwarten. Immerhin ist es nicht als ein Nachteil anzusehen, wenn im nächsten Absatz der zitierten Einleitung gesagt wird:

„Allerdings liegt in der Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters kein allgemein anerkanntes Modell vor, das zur Beschreibung und Erklärung entwicklungsrelevanter Veränderungen im höheren Erwachsenenalter herangezogen werden könnte. Auch gibt es keine einheitliche Meinung darüber, ob sich Erwachsene nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten verändern, welche

Bedingungen dafür verantwortlich gemacht werden können, welche interindividuellen Unterschiede im Entwicklungsverlauf auftreten und wie diese erklärt werden können“ (ebd.).

Umso mehr kann ein empirisches Vorgehen Interesse beanspruchen, erst recht wenn dazu das „*Belastungs-Bewältigungs-Paradigma*“ herangezogen wird. Es ist damit eine Vielfalt jüngerer Ansätze, Lebensentwicklungen zu erforschen, eingearbeitet. Zudem sieht sich die Alltagserfahrung verstanden, wenn zur Erläuterung dieses Ansatzes ausgeführt wird:

„Dieses (Paradigma, H.T.) läßt sich als ein theoretisches Rahmenmodell auffassen, in dem bestimmte Grundüberzeugungen über den Charakter der Konfrontation und Auseinandersetzung der Person mit ihrer Umwelt zusammenfließen. Es eignet sich zur Analyse von Prozessen der Auseinandersetzung mit bedeutsamen/kritischen Lebensereignissen, Entwicklungsaufgaben oder auch von Alltagsbelastungen; es liefert zudem eine Erklärungsmöglichkeit für Veränderungsprozesse nicht nur im Zusammenhang mit persönlichkeitspsychologisch relevanten Prozessen der aktuellen Anpassung an Anforderungs- oder Belastungssituationen, sondern auch für entwicklungspsychologisch relevante, diachronisch erstreckte adaptive Veränderungen über die Lebensspanne“ (S. 10).

Mit solchen Prämissen wird die Aufmerksamkeit „*auf die Möglichkeit zur Mit- oder Selbstgestaltung des Alter(n)s*“ (ebd.) gerichtet. Sie setzt die lebensgeschichtliche Verarbeitung der eigenen Vergangenheit voraus. Winfried Saup als Verfasser der Schrift sieht sich damit aber auch berechtigt, „*in Anlehnung an den von Charlotte Bühler verwendeten Begriff der ‚konstruktiven Lebensgestaltung‘, mit dem sie betonen möchte, daß durch zielgerichtete, den eigenen Fähigkeiten angemessene, manchmal auch Verluste und Enttäuschungen verarbeitende Aktivitäten eines Individuums ein entwicklungsförderlicher Lebensplan entsteht, den Begriff ‚Konstruktives Altern‘ als Titel der Arbeit*“ (S. 11) zu wählen. Sich mit der Studie näher zu befassen, erscheint erst recht im Hinblick auf die konkrete Zielsetzung und das Vorgehen naheliegend. Das macht das weitere Zitat deutlich:

„Die Zielsetzung dieser Untersuchung bestand im folgenden: Es sollte versucht werden, Entwicklungsveränderungen von älteren Frauen zu beschreiben und potentielle Bedingungsfaktoren zu erkunden ... Zunächst stellte sich die schwierige Frage, welche Merkmale im Erwachsenenalter überhaupt als entwicklungsbedeutsam angesehen und somit als Indikatoren von Entwicklung herangezogen werden können ... verschiedene Bereiche der Psychologie – Persönlichkeits-, Entwicklungs-, Klinische und Gerontopsychologie – (wurden) nach möglichen Entwicklungsdimensionen durchforstet. Fundstellen für entwicklungsbedeutsame Veränderungsprozesse älterer Menschen waren u.a. narrative Beschreibungen von Einzelfällen, das Motivationskonzept von Berlyne, das Depressionsmodell von Seligmann usw. Weiterhin interessierte die Frage, welche Zusammenhänge zwischen entwicklungsbe-

deutsamen Veränderungen einerseits und andererseits Person- und Umweltmerkmalen, die nach dem theoretischen Rahmenmodell des Belastungs-Bewältigungs-Paradigmas als potentiell entwicklungsrelevant betrachtet wurden, bestehen könnten. Angesichts der bislang empirisch unklaren Befundlage zum Zusammenhang von Lebensereignissen, Bewältigungsverhalten und -ressourcen und entwicklungsbedeutsamen Persönlichkeitsveränderungen im höheren Erwachsenenalter mußte in dieser Studie ein typisierendes Vorgehen gewählt werden“ (ebd.).

Es soll im folgenden also das Buch in komprimierter Form referiert werden. Es wäre dann zu fragen, was die Untersuchung aus der Sicht der Erwachsenenbildung erbringt und welche weiteren Forschungsschritte die Annäherung an Lern- und Bildungsprobleme einleiten könnte.

2. Das Forschungskonzept

Das der Einleitung folgende Kapitel 2 steht unter der Überschrift „Theoretische Grundlagen und Fragestellungen“. Zuerst wird das „zugrundeliegende Forschungsparadigma“ umrissen und begründet (2.1), sodann wird über den „Stand der empirischen Forschung“ (2.2) berichtet. Auf den Forschungsansatz und seine Interpretation, die hier aus der Einleitung zitiert wurden, wird also ausführlicher eingegangen. Der Verfasser geht davon aus, daß Entwicklungsveränderungen aus neuer psychologischer Sicht nicht auf Kindheit und Jugend beschränkt, sondern auch im mittleren und höheren Lebensalter noch möglich sind. Diese „*entwicklungsbedeutsamen Persönlichkeitsveränderungen*“ (S. 10) finden gelegentlich dramatisch, meist aber eher unauffällig statt. Sie sind Folgen der wechselnden Anforderungen, mit denen sich Menschen im Laufe ihres Lebens auseinandersetzen müssen. Sie treten dann ein, wenn eine routinemäßige Reaktion auf neue Lebenssituationen nicht mehr möglich ist. Um die dann einsetzenden Prozesse besser identifizieren zu können, erscheint das Belastungs-Bewältigungs-Paradigma besonders hilfreich. Dafür wollen beachtet sein:

- Lebensereignisse, die lebenslaufspezifische Belastungen darstellen,
- die Art und Weise der Wahrnehmung dieser Lebensereignisse, die individuell höchst unterschiedlich sein kann,
- die Auseinandersetzung und Bearbeitung mit den als herausfordernd oder belastend verstandenen Ereignissen, wobei ihre Relation zueinander für die Form der Auseinandersetzung eine Rolle spielen kann,
- die Ressourcen, die für eine solche Auseinandersetzung in Anspruch genommen werden und die von Person zu Person lebensgeschichtlich variieren können.

Das Belastungs-Bewältigungs-Modell soll also Erklärungsmöglichkeiten für Veränderungsprozesse über die gesamte Lebensspanne liefern. Es gehört zum wissenschaftlichen Standard, darzustellen, warum der Ansatz im Vergleich zu anderen in der Geschichte der Disziplin für die Fragestellung ergiebiger er-

scheint. Dem entspricht es, wenn im Text Ansätze kurz vorgestellt und detailliert kritisiert werden, die von den gleichen Grundannahmen ausgehen, aber eine etwas andere Aufmerksamkeitsrichtung verfolgen. Es sind dies

- das Konzept der Entwicklungsaufgaben (Havighurst),
- die Präferenz für die Übergänge im Lebenslauf,
- das Konzept der Lebenskrisen als Persönlichkeitsentwicklung (Erikson)
- die Rolle der Zielsetzung im Lebenslauf (Bühler).

Die Fülle des Forschungsmaterials gliedert Saup zum Zweck der Bestandsaufnahme nach den wichtigsten Aspekten des eigenen Ansatzes. Daraus ergeben sich die Fragen:

- Was können wir wissen aufgrund von Lebensereignisstudien?
- Was läßt sich aus vergleichenden Coping-Studien entnehmen?
- Was läßt sich auf empirischer Basis zur Ressourcenwirksamkeit sagen?

Zu derartigen Fragen werden selbstverständlich nicht (schein)eindeutige Ergebnisantworten geboten. Die referierten Studien werden vielmehr vornehmlich unter dem Aspekt der forschungsmethodischen Leistungsfähigkeit gesichtet. Daher ist mehr von den Erkenntnisproblemen die Rede als von dem, was bei den Untersuchungen ‚herausgekommen‘ ist. Die Rekapitulation der Befunde zeigt zudem, daß Vergleichsmöglichkeiten durch die Art der Begriffsverwendung und der Verfahrensweisen erschwert sind. Dies gilt für alle drei Untersuchungsbereiche, die aufgearbeitet werden.

Im ersten Fall interessiert, wie sich die *„psychische und physische Befindlichkeit in Abhängigkeit von spezifischen Ereignismerkmalen ... verändert“* hat (S. 31). Dabei können entweder die Folgen von einzelnen, allgemein mit dem Alter auftretenden Ereignissen untersucht werden, oder die Untersuchungen beziehen eine Mehrzahl von Lebensereignissen und möglicherweise ihre Wechselwirkung ein. Unabhängig davon läßt schon eine Tabellenübersicht erkennen, wie selten deutsche und wie relativ zahlreich angelsächsische Untersuchungen sind. Am aufschlußreichsten können Längsschnittuntersuchungen sein. Begreiflicherweise sind sie aber seltener als Querschnittuntersuchungen. Insbesondere bei der Frage nach der Auftrittshäufigkeit bedeutsamer Lebensereignisse im Alter sind auch widersprüchliche Befunde zu registrieren. Mag dies noch eine Widerspiegelung der Realität sein, so fällt doch auf, daß einige Untersuchungsaspekte fast unbearbeitet bleiben. Beispielsweise wird nur selten Geschlechtsspezifisches beobachtet. Kennzeichnend, aber nicht überraschend ist auch, daß sich nicht einfach ausmachen läßt, was als Ereignis gilt, wie es wahrgenommen worden ist und welche Bedeutung das eine oder das andere für die Verarbeitung hat.

Wenn bei den referierten Untersuchungen die wünschenswerte Trennschärfe vermißt werden muß, dann hat dies auch Auswirkungen auf die Frage nach den Wirkungsmerkmalen von Lebensereignissen. Es werden oftmals Feststellungen getroffen, die der Alltagsmeinung entsprechen oder die den Eindruck des Zirkelschlusses bzw. einer Tautologie erwecken. So finden sich denn Aussagen folgenden Typs:

„... insbesondere nahmen psychosomatische Beschwerden zu, während Lebenszufriedenheit, Affektbalance und das Gefühl, gebraucht zu werden, abnahmen“ (S. 48). Insgesamt kann Saup resümierend sagen:

„Die Ergebnisse der verschiedenen Lebensereignis-Studien bei älteren Menschen über die Auswirkungen bzw. die Verhaltens- und Befindlichkeitskorrelate der Konfrontation mit Lebensereignissen sind ... nicht immer einheitlich ... Es liegen sowohl Untersuchungen vor, die mit zunehmender Ereignisanzahl auf eine Verminderung des Wohlbefindens hindeuten, als auch Studien, die diesen Zusammenhang nicht erkennen lassen. Die Annahme, daß eine höhere Anzahl von negativen, unerwünschten oder nicht-kontrollierbaren Lebensereignissen bei älteren Menschen mit einer größeren Anzahl bzw. einem Anstieg an Depressionssymptomen einhergeht, kann auf empirischer Grundlage als zutreffend bezeichnet werden. Durch mehrere Studien wurde zudem deutlich, daß negative Auswirkungen von Lebensereignissen auf das Befinden von älteren Menschen durch verschiedene Ressourcen, wie verfügbare soziale Unterstützung, vermindert werden können“ (S. 51).

So hat Saup guten Grund zu der Aussage, daß die vorliegenden Forschungsergebnisse begrenzt sind. Insbesondere merkt er kritisch an:

- ein meist naives Verständnis des Ereignisbegriffs,
- Probleme bei der methodischen Erfassung von Lebensereignissen,
- die oftmals mangelnde Eindeutigkeit der Item-Formulierungen,
- eine nicht ausgewogene Aufmerksamkeitsrichtung gegenüber Verlust- und Zugewinnereignissen,
- eine eingeschränkte Untersuchung der personseitigen Auswirkungen der Konfrontation mit Lebensereignissen, also der Bewältigungsstrategien.

Diese werden dann allerdings im nächsten Abschnitt (2.2.2) unter dem Titel „Coping im Alter“ an Untersuchungen erläutert, die sich ausdrücklich den Bewältigungsfragen zugewendet haben. Indes muß Saup im Resümee zu diesem immerhin auch unter entwicklungspsychologischer Sicht zentralen Aspekt feststellen:

„... daß es noch beträchtliche Unterschiede in der Konzeptualisierung und methodischen Erfassung von Coping gibt. Weder besteht in der Forschung Einigkeit darüber, ob Coping als situationsspezifische Reaktion, als situationsübergreifende Reaktion oder als Disposition betrachtet werden soll, noch gibt es eine allgemein anerkannte Typologie von Copingreaktionen, die für eine Auseinandersetzung mit Anforderungen oder Belastungen zentral sind“ (S. 82).

Immerhin kann hier aufgrund einer „Synopsis der Befunde“ gesagt werden, daß

„(a) Alters- und Geschlechtsunterschiede im Bewältigungsverhalten bestehen, (b) Coping mit den strukturellen Merkmalen von Anforderungs- und Belastungssituationen als auch (c) mit der subjektiven Situationsbewertung variiert“ (S. 82).

Vor allem wird deutlich, wie weit das Spektrum der Reaktionsmöglichkeiten ist, wie differenziert die Zusammenhänge von unterschiedlichen Leistungsformen und Coping-Strategien gesehen werden müssen. Für die weitere Forschungsarbeit erscheint allerdings vorrangig, die z.Z. noch herrschende terminologische Konfusion abzubauen. Dazu schlägt der Verfasser vor:

„Als Copingstrategien sollten nur die spezifischen situativen Reaktionen einer Person zur Bewältigung von Anforderungen und Belastungen bezeichnet werden; wenn diese nach empirischen Analysen situative Invarianz und zeitliche Stabilität erkennen lassen, könnte von Copingstilen gesprochen werden (Saup 1987). Für dispositionelle Merkmale einer Person, die zu einer Bewältigung von Anforderungen oder Belastungen beitragen, könnte der Begriff Copingfähigkeiten reserviert werden (vgl. auch die terminologischen Vorschläge von Braukmann & Filipp 1984)“ (S. 83).

Wenn festgestellt werden kann, daß die Untersuchungen keine Verallgemeinerungen rechtfertigen, sondern vielmehr Individualisierungsthesen stützen, so ist eine differenzierte Betrachtungsweise verlangt. Sie muß nicht zuletzt beachten, welche Ressourcen als Bewältigungspotential zur Verfügung stehen. Damit sind das Ausmaß und die Art der Einbettung des einzelnen in ein soziales Netz gemeint. Bei einer weiteren Sicht auf die Ressourcen lassen sich sechs Wirkungsfaktoren benennen:

„(1) psychische Ressourcen (Lebenszufriedenheit, Angst, Einsamkeit und Glückserleben), (2) gesundheitliche Ressourcen (chronische Erkrankungen, Schwierigkeiten bei der alltäglichen Lebensführung, körperliche Symptome im vergangenen Monat und der subjektive Gesundheitszustand), (3) Aktivitätsniveau der Person als Ressource (Anzahl der Ausflüge, Besuche und Interessen), (4) soziale Ressourcen (Konfidantenbeziehungen, Größe des Freundeskreises, in geographischer Nähe erreichbare Verwandte), (5) materielle Ressourcen (Einkommen der Person, Grad des Wohnkomforts) und (6) als weitere individuelle Ressource die subjektive Einschätzung der persönlichen Kompetenz, der finanziellen Sicherheit und der persönlichen Sorgen“ (S. 85).

Die vorliegenden Studien haben vor allem die sozialen Ressourcen berücksichtigt. Als Problem hat sich erwiesen, die Indikatoren festzulegen bzw. einen Konsens darüber zu erreichen. Auffällig ist des weiteren, daß fast immer die Pufferungsfunktion das Forschungsinteresse bestimmt hat. Damit kann schon vom Ansatz her weniger in den Blick kommen, welche produktiven Momente von den Ressourcen ausgehen können. Allerdings wird aus dem Untersuchungsmaterial auch deutlich, daß eine relativ starke Einbettung und Kommunikationsdichte noch nicht in jedem Fall eine Entlastungsfunktion ausübt.

So wichtig die Frage der Ressourcen für die Problemdarstellung auch ist, so schwierig ist doch ihre methodische Erfassung. Noch kaum ist auf ein Desiderat eingegangen, das unter dem Aspekt der Bildungsrelevanz besonders dringlich ist und das Saup folgendermaßen formuliert:

„Sowohl unter theoretischen als auch geronto-prophylaktischen Gesichtspunkten bedeutsamer als die Feststellung einer allgemeinen Ressourcenwirksamkeit dürfte die differentielle Fragestellung sein, welche Art von Ressourcen bei welcher Anforderungs-Belastungskonstellation zu welchen personseitigen Folgen führt“ (S. 95).

Damit dürfte wohl auch die Motivation artikuliert sein, die den eigenen Theorie- und Untersuchungsansatz bestimmt hat. Dieser ist im Abschnitt 2.3 entfaltet.

Insofern dieser Ansatz von einem Konzept ausgeht, das *„empirische Indikatoren für entwicklungsbedeutsame Veränderungen im höheren Erwachsenenalter“* identifizieren und begrifflich präzisieren möchte (S. 96), müssen Wege gefunden werden, die *„Dimensionen der Lebensereignisbiographie, der Bewältigungsformen und der verfügbaren Ressourcen als potentielle Bedingungsfaktoren von Entwicklungsveränderungen“* (ebd.) zu erfassen. Es geht dabei um eine lebensspannenbezogene Prozeßanalyse, die sich *„differentiell-pluralistisch“* (ebd.), also nicht als normativ versteht. Angenommen wird, daß es intraindividuelle Veränderungen gibt, die nur multidimensional erschlossen werden können und für die *„Multidirektionalität“* kennzeichnend ist. Es lassen sich danach *„keine Endpunkte oder Zielzustände definieren, die universelle Gültigkeit und Verbindlichkeit besitzen und deren Erreichung in einer invarianten Sequenz möglich wäre“* (S. 97). Es muß auch immer mit einem Faktorenbündel gerechnet werden, was Monokausalität ausschließt. Nicht zuletzt setzt der gewählte Ansatz die Möglichkeit einer *„Entwicklung als aktive Selbstgestaltung“* (S. 98) voraus, was wiederum die interindividuellen Unterschiede verstärken kann.

Eine so verstandene Entwicklung kann unter verschiedenen Aspekten erforscht werden. Die bisher üblichen geht Saup im Hinblick auf ihre Eignung durch. Gegenüber der Entwicklungspsychologie oder der psychologischen und sozialen Gerontologie sowie der Ereignisforschung erscheint der persönlichkeits-theoretische Ansatz noch am ehesten den neuen Intentionen zu entsprechen. Saup nennt dann aber einen schwerwiegenden Einwand, der hier wegen seiner Exemplarizität zitiert sein soll. Bei näherer Betrachtung des Ansatzes

„drängt sich der Eindruck auf, daß die Variablenauswahl weniger theoriegeleitet als vielmehr unter dem Gesichtspunkt der empirischen Machbarkeit erfolgte; so lagen für alle 14 Indikatoren für Entwicklungsveränderungen im Alter bereits bei Untersuchungsbeginn Forschungsinstrumente für ihre empirische Erhebung vor. Ebenso fehlt in dem Projektentwurf eine stringente Begründung, warum gerade diese 14 Einzelvariablen herangezogen wurden und keine anderen“ (S. 101).

Auf diesem Hintergrund sind *„populärwissenschaftliche Beiträge über Verhaltensänderungen beim Übergang in die Altersphase“* (S. 104) von besonderem Interesse. Hier findet sich dann auch auf der Grundlage narrativer Exploration eine große Zahl von Beispielen, insbesondere von Frauen, bei denen ein außerordentlich aktives Veränderungspotential zutage tritt. Es wäre verfehlt, daraus quantitative Schlüsse zu ziehen, aber es bestärkt Saup, theoretische Konzeptio-

nen für seinen eigenen Ansatz heranzuziehen, „*durch welche die Ebenen der faktischen Situation, der Situationsperzeption und der Effekte im oder am Individuum verknüpft werden*“ (S. 106). Damit kann, so möchte der Leser meinen, das Phänomen des Umgangs besser in den Blick kommen.

Der Abschnitt, in dem dies erläutert wird, ist mit „*Hinweise auf Entwicklungsdimensionen durch Bezug auf Neugier- und Depressionsmodelle*“ allzu knapp beschrieben. Es wird hier auf Untersuchungsansätze zurückgegriffen, die Determinanten des Aktiv-Werdens (Berlyne) und „*Situationscharakteristika als Erklärungsmöglichkeiten bei der Depressionsgenese*“ (S. 107) (Seligman) zu diskutieren ermöglichen. Die Fruchtbarkeit der Ansätze liegt darin, daß sie „*die faktische Situation und zugleich die Situationsperzeption*“ (S. 106) zu erfassen streben. Bei Berlynes Modell kommt noch hinzu, daß es die „*Dosierung von Veränderungen*“ (S. 107) berücksichtigt.

„*Es scheint demnach auch eine Sache des Ausmaßes an Neuartigkeit, Überraschung, Konflikthaltigkeit, Komplexität zu sein, welche Wirkungen hervorgerufen werden. Mittelmäßige Veränderungen haben nach Berlyne positive Effekte*“ (ebd.).

Konflikthaltigkeit meint dabei Situationen, die konkurrierende Entscheidungsmöglichkeiten eröffnen, also in Entscheidungsnot bringen. Hinter „Überraschung“ verbirgt sich Erwartungsdiskrepanz, und Komplexität bezieht sich auf „*die Unähnlichkeit, Vielfalt oder Verschiedenartigkeit von Situationsaspekten*“ (S. 106).

Eine besondere Wirksamkeit geht von dem Umstand aus, daß Personen Ereignisse „als subjektiv nicht kontrollierbar“ (S. 107) wahrnehmen, die objektiv nicht kontrollierbar sind. Das hat dann eine generalisierende Wirkung. Für den Außenstehenden werden die beiden Konzepte plausibler, wenn für sie deskriptive Bezeichnungen gefunden werden. Es läßt sich dann sagen, daß sie die Aufmerksamkeit auf ein eher initiatives und ein eher resignierendes Verhalten gerichtet haben. Es geht dabei um allenthalben zu beobachtende eher optimierende oder eher negativierende Daseinsinterpretationen.

Diese Untersuchungsmodelle aufzugreifen, wenn es um die Frage der Entwicklung im Alter geht, gibt es eine Reihe von Gründen, weil

- nach bisherigen Untersuchungen altersspezifische Reaktionen an diesen Merkmalen besonders ausgeprägt sein dürften,
- hier eine Differenzierung nach „*verschiedenen Verhaltensebenen wie der motivationalen, kognitiven, emotionalen, vegetativen und behavioralen*“ (S. 109) relativ gut möglich ist,
- im hohen Erwachsenenalter fremdweckfreie Tätigkeiten wieder eher möglich sind und damit ein intrinsisches Verhalten im Vergleich zu vergangenen Lebensphasen begünstigt wird,
- es allgemein interessieren sollte, unter welchen Bedingungen belastende Lebensveränderungen auch Entwicklungschancen bieten und „*eine Zunahme von Interessen, ein Ausprobieren von neuen Aktivitäten, eine abwechslungs-*

reichere Lebensführung oder intensivere emotionale Erlebnismöglichkeiten zur Folge haben können“ (S. 110),

- Erkundungsaktivitäten auf der Basis von Neugier und Interesse sich vergleichsweise empirisch gut erfassen lassen. Ebenso ist es bei depressiven Reaktionen, wenn sie *„auf der motivationalen Ebene durch ‚zunehmenden Interessenverlust und Antriebslosigkeit‘, auf der kognitiven Ebene durch ‚zunehmenden Pessimismus‘, auf der emotionalen Ebene durch ‚zunehmende Niedergeschlagenheit und Ängstlichkeit‘ und auf der Verhaltensebene durch ‚zunehmende Passivität und Rückzug‘ charakterisiert werden“ (S. 111).*

Offenheit und Sich-Verschließen können deshalb auch als beschreibbare Kennzeichen gelten.

Damit sind alle „Denkvorgänge“ im wörtlichen Sinne wiedergegeben, die zu dem Untersuchungsmodell geführt haben, über dessen Ergebnisse im folgenden berichtet wird. Das „theoretische Modell“ umreißt der Verfasser am Ende des rückblickenden Teils noch einmal folgendermaßen:

„Der Konzeption des ‚Konstruktiven Alterns‘ liegt die allgemeine Auffassung zugrunde, daß auch im höheren Erwachsenenalter und Alter entwicklungsbedeutsame Veränderungen der Person möglich sind. Als ‚Entwicklung‘ werden intraindividuelle Veränderungen des Verhaltens und Erlebens betrachtet, die von relativer Dauer und Stabilität sind, multidimensional und multidirektional verlaufen, multikausal bedingt sind und auf die das sich entwickelnde Individuum aktiv Einfluß nehmen kann. Zunehmend explorative und depressive Erlebnis- und Verhaltensweisen älter werdender Personen werden hier als Indikatoren für entwicklungsbedeutsame Veränderungen herangezogen. Eine Fokussierung dieser Veränderungen erfolgt vor allem, weil in der zweiten Lebenshälfte eine erhöhte Inzidenz depressiver Reaktionstendenzen beobachtbar ist, andererseits aber gerade im höheren Erwachsenenalter sich erneut die Chance zu fremdzweckfreien und explorierenden Tätigkeiten ergibt, weil die Auseinandersetzung mit anfordernden oder belastenden Lebensereignissen sowohl eine Ausweitung von Kontakten, Zunahme von Interessen, Ausprobieren neuer Aktivitäten, abwechslungsreichere Lebensführung, intensivere Erlebnismöglichkeiten oder auch eine zunehmende Passivität, Pessimismus, Antriebslosigkeit und Niedergeschlagenheit zur Folge haben kann und weil depressive und explorative Veränderungen auf verschiedenen Verhaltensebenen beschreibbar sind“ (S. 116).

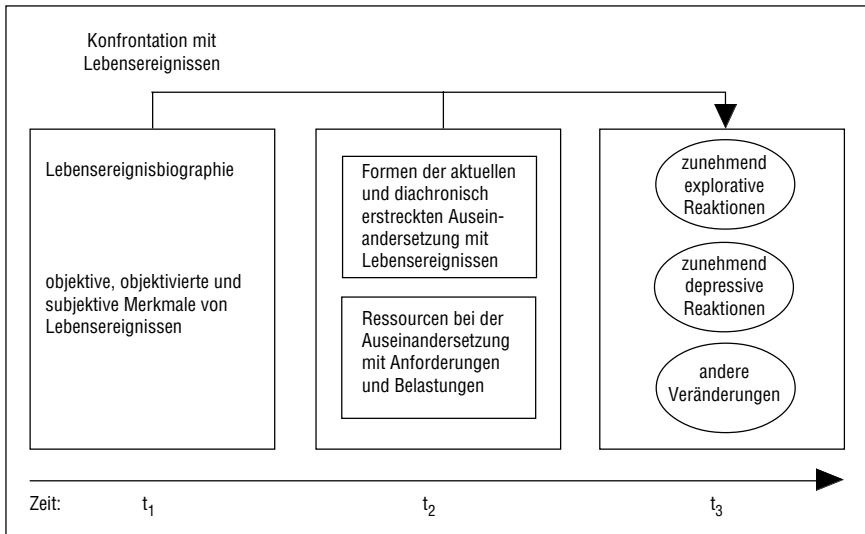
Dabei wird angenommen,

„daß als Bedingungsfaktor für entwicklungsbedeutsame Persönlichkeitsveränderungen von älteren Menschen die Lebensereignisbiographie der Person, Formen der aktuellen und diachronisch erstreckten Auseinandersetzung mit Lebensereignissen und Ressourcen bei der Auseinandersetzung mit Anforderungen und Belastungen bedeutsam sind: Lebensereignisse stellen als personen- und kontextspezifische lebenslaufbezogene Anforderungen ‚Entwicklungsgelegenheiten‘ für ältere Menschen dar ... Verschiedene Personen

unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich objektiver und objektivierter Merkmale von Ereignissen, sondern vor allem auch in der Art und Weise, wie sie die Lebensereignisse subjektiv wahrnehmen ... Verschiedene Personen können sich nicht nur in ihrer Lebensereignisbiographie unterscheiden, sondern auch im Hinblick auf die individuellen Formen der aktuellen und diachronisch erstreckten Auseinandersetzung mit Lebensereignissen“ (S. 116f).

Dieses theoretische Modell der Studie nimmt sich in einem Schaubild folgendermaßen aus:

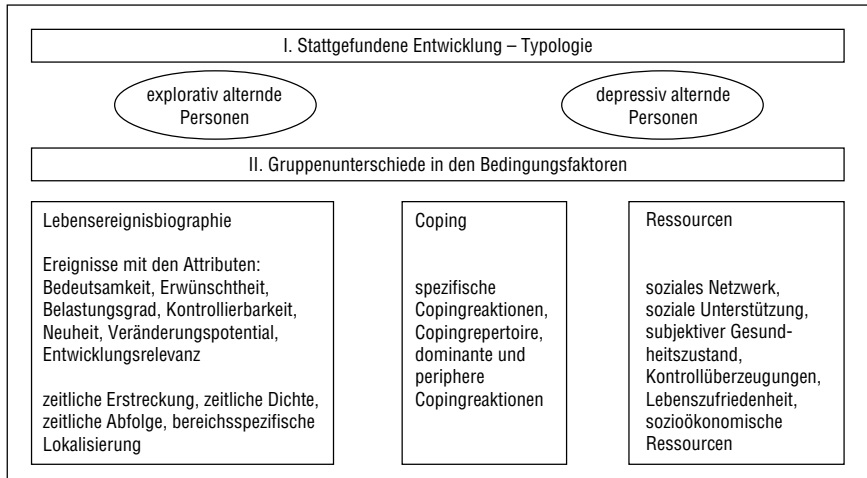
Theoretisches Modell der Studie



(S. 118)

Ein solches Konzept wäre streng genommen nur in einer Längsschnittanalyse realisierbar. In dem vorgegebenen Untersuchungsrahmen können die intraindividuellen Veränderungen indes nur als „*stattgefundene Entwicklung*“ untersucht werden. Erfasst werden kann also nur das „*Entwicklungsergebnis*“. Indes können auch retrospektive Angaben älterer Personen etwas über die Veränderungsverläufe aussagen. Das Untersuchungsmodell drückt sich dann in dem folgenden Schaubild aus:

Untersuchungsmodell



(S. 119)

Dabei lautet die Rahmenhypothese,

„daß sich explorativ alternde Personen und depressiv alternde Personen (1) in ihrer Lebensereignisbiographie, (2) in ihren Reaktionen, mit Anforderungen und Belastungen umzugehen (Coping), und (3) in ihrem Ressourcenpotential unterscheiden“ (S. 119).

3. Das Untersuchungsverfahren

Bei der Realisierung setzt die Untersuchung bei den „Veränderungstypen“ an, nicht bei den „Bedingungsfaktoren“. Letztere erscheinen Saup weniger geeignet, weil sie eine „Komplexvariable“ darstellen. Veränderungstypen hingegen lassen sich hypothetisch einbringen. So heißt es denn:

„Das Design der Untersuchung stellt einen Gruppenvergleich dar, der sich durch folgende Merkmale auszeichnet: Die Untersuchungsgruppen unterscheiden sich im Hinblick auf Entwicklungsveränderungen; ‚Veränderungszeitraum‘, Alter und Geschlecht der Probanden sind dagegen konstant gehalten: (1) Es werden Personen mit zunehmend explorativen bzw. zunehmend depressiven Erlebnisweisen und Verhaltenstendenzen miteinander verglichen; depressive und explorative Reaktionen werden als Indikatoren entwicklungsbedeutsamer Veränderungen im höheren Erwachsenenalter betrachtet (vgl. 2.3.1.3). (2) Diese Veränderungen sollen bei allen Untersuchungsteilnehmern im Verlauf der vergangenen 10 Jahre eingetreten sein. Diese Zeitspanne erscheint einerseits noch kurz genug, um eine einigermaßen kontrol-

lierte Beschreibung der Veränderungen zu ermöglichen, andererseits aber doch schon so diachronisch erstreckt, daß sie – bezogen auf den gesamten Lebenslauf – eine entwicklungspsychologisch relevante Lebensperiode umfaßt“ (S. 121).

Geschlecht und Alter werden konstant gehalten, um zwei mögliche variierende Bedingungsfaktoren auszuschalten. Daher sind alle an der Untersuchung beteiligten Personen Frauen des Jahrgangs 1921 und im Untersuchungszeitraum 65 und 66 Jahre alt. Um beide Veränderungstypen identifizieren zu können, wurde mit Hilfe der Adressenliste eines großstädtischen Einwohnermeldeamts eine schriftliche Befragung durchgeführt. Sie enthielt u.a. einen Text, der aus der stark typisierenden Selbstdarstellung zweier Frauen bestand, zu dem die Befragten eine Selbstzuordnung vornehmen sollten. Kriterium für die Zuordnung ist also das Selbsturteil der Frauen (S. 161), wobei etwas mehr als ein Drittel sich dem „explorativen Typ“ zurechnete, knapp ein Drittel dem „depressiven Typ“ und das restliche kleinere Drittel die Möglichkeit nutzte zu sagen, man habe sich auf andere Weise oder gar nicht in den letzten zehn Jahren verändert. Der Vergleich mit demographischen Merkmalen (Familienstand, Haushaltszusammensetzung, Bildungsabschluß, Berufsposition, Haushaltsnettoeinkommen) ergab keine signifikanten Unterschiede (S. 165).

Diesem Verfahren, um zu einer Stichprobe für die Hauptuntersuchung zu kommen, ging eine „Vorstudie“ zur Methodenentwicklung und Erprobung voraus.

„Dieser Pre-Test diente in erster Linie dazu, eine altersgruppenangemessene Interviewtechnik für die Erhebung der Lebensereignisbiographie zu finden und die Verständlichkeit von Neugier- und Coping-Items sowie die Differenzierungsfähigkeit unterschiedlich gestufter Antwort-Skalen bei Fragen zu spezifischen Entwicklungsveränderungen zu klären“ (S. 140).

Es wurde also in der Hauptuntersuchung ein unterschiedliches Methodenrepertoire eingesetzt. Die Interviews hatten durchschnittlich eine ca. dreistündige Dauer, bei unterschiedlichem Grad der Steuerung. Aufgrund der Pre-Test-Erfahrung wurde jeweils eine dreistufige und nicht wie bei der Vorstudie eine fünfstufige Antwortskala verwendet. In der Schlußzusammenfassung hat Saup die Vorgehensweise noch einmal komprimiert wiedergegeben:

„Bei der Datengenerierung wurde ein Ansatz mit multiplen Meßverfahren verfolgt, bei welchen verschiedene Erhebungsmethoden kombiniert wurden, die jeweils nach dem Grad ihrer Strukturiertheit variieren konnten. Lebensereignisse, mit denen eine Person in den vergangenen 10 Jahren konfrontiert wurde, die zeitliche Erstreckung der Auseinandersetzung mit Lebensereignissen sowie Wendepunkte im Lebenslauf wurden durch ein semi-strukturiertes Interview erhoben. Die Perzeption der Lebensereignisse nach 7 unterschiedlichen Ereignisattributen wurde durch strukturierte Fragen erfaßt. Durch schriftliche Fragebögen, die während des Interviews vorgelegt wurden, konnten Daten zu Copingstrategien, spezifischen Entwicklungsveränderungen und personalen Ressourcen generiert werden. Bei der Erhebung von Neugier,

Depressivität, Kontrollüberzeugung und Lebenszufriedenheit kamen psychologische und gerontologische Skalen zum Einsatz“ (S. 225).

Am Anfang der Interviews war also eine eher lockere Sammlung von Lebensereignissen der letzten zwölf Monate vorgesehen. Dann wurden nach einem thematisch gegliederten Interviewleitfaden die Lebensereignisse der letzten zehn Jahre ermittelt. Die Themenbereiche, die hier erkundet und auf Protokollkärtchen festgehalten wurden, waren Berufsleben, Gesundheit und Krankheit bei sich und im Umfeld, Wohnsituation, Tod und Sterben im Umfeld, Beziehungsverhältnisse, Familiensituation, persönliche Gewohnheiten (Freizeitbeschäftigung, ehrenamtliche Tätigkeit etc.), finanzielle Situation. In einem nächsten Schritt interessierte die zeitliche Entwicklung der Auseinandersetzung mit jedem zuvor genannten Lebensereignis, wozu ungefähre Angaben über die Dauer zu machen waren. Für den weiteren Ablauf der „*Erhebung der subjektiven Perzeption*“ wurden Vorgaben für ein Perzeptionsparameter mit einer dreifachgestuften Antwortskala eingebracht. Auf diese Weise sollten die allgemeinen Einschätzungen der Bedeutsamkeit, der Belastungsgrad, die Neuheit, die Kontrollierbarkeit, das Veränderungspotential, die Entwicklungsrelevanz (S. 147) eruiert werden.

Für die einzelnen Interviewphasen ist noch zur Kennzeichnung zu sagen:

- Bei der Frage nach den Entwicklungsveränderungen mußten die Befragten zu bipolar formulierten Items vom Typus: „*Ich entwickelte zunehmend neue Interessen – Ich beschränkte mich zunehmend auf bereits vorhandene Interessen*“ Stellung nehmen (S. 143).
- Die Auswertung der offenen Antworten führte über Codieren und Sortieren zu einer plausiblen Klassifikation. Dabei ist auf die Orientierung am Sprachgebrauch der Befragten geachtet worden (S. 148).
- Für die „*Erhebung von Coping-Reaktionen*“ wurden zum einen für die Vergleichbarkeit eine beschriebene Situation zweier Frauen und ihre Reaktionen vorgegeben. Zum zweiten konnte eine Problemsituation selbst gewählt werden. Dazu wurden die aufgrund der Vorstudie ergänzten „*Bewältigungskategorien von Stone und Neal (1984) in Itemform*“ vorgelegt. Ihre Charakterisierung ist nur durch wörtliche Wiedergabe möglich:

Copingkategorien und -items

Copingkategorien	Copingitems
1 Situationsvergleich	Ich verglich meine Lage, in der ich mich gerade befand, mit früheren Lebenssituationen.
2 Entspannungsversuch	Ich versuchte, mich in der Situation bewußt zu entspannen.
3 Inanspruchnahme von sozialer Unterstützung	Ich suchte Hilfe und seelischen Beistand bei anderen.
4 Akzeptieren der Situation	Ich mußte mich mit der Situation abfinden und sie akzeptieren, wie sie war.

5 Emotionale Ventilierung	Ich versuchte, mich auszuweinen und mir so Erleichterung zu verschaffen.
6 Direkter Problemlösungsversuch	Ich versuchte, das Problem aktiv anzugehen, und unternahm etwas, um es zu lösen.
7 Situationsumbewertung	Ich versuchte, die Situation in einem anderen Licht zu sehen, wodurch ich sie besser ertragen konnte.
8 Sozialer Vergleich	Ich verglich meine Lage, in der ich mich befand, mit der Lebenssituation von anderen.
9 Hinwendung zur Religion	Ich suchte in der Religion Hilfe und Trost zu finden.
10 Zerstreuungsversuch	Ich versuchte, nicht mehr an die Situation zu denken, sondern befaßte mich mit anderen Dingen.

(S. 153)

- Auch im Falle des o.g. Neugierverhaltens wurde eine deutschsprachige Variante einer „Neugierskala“ vorgelegt, bei der zwanzig Beispiele initiativen Verhaltens genannt sind, nach dem Muster: „Mir gefällt es, neue Situationen zu erkunden“.
- Die verwendete Depressivitätsskala, die Skala der Unveränderbarkeitsüberzeugung und die Meßverfahren für die Lebenszufriedenheit werden nicht näher erläutert (S. 156).
- Die statistische Auswertung bedient sich aller nur möglichen Methoden.

4. Auswertungsergebnisse

Der Bericht über die Vorüberlegungen und über die gewählten Untersuchungswege nimmt zwei Drittel des Bandes ein. Dann erfolgt die Darstellung der Ergebnisse „getrennt nach den zentralen Variablen der Untersuchung“ (S. 166). Schon das erste Resümee, bei dem es um Gruppenunterschiede der Entwicklungsveränderungen geht, kann als exemplarisch gelten:

„Die Vergleiche nach Scheffe (bei 5%-Signifikanzniveau) zeigen, daß bei positiven Entwicklungsveränderungen sich die explorativ alternden Frauen von allen anderen Untersuchungsteilnehmerinnen unterschieden und dabei einen signifikant höheren Mittelwert hatten. Bei negativen Veränderungen wich der Mittelwert der depressiv alternden Frauen im Durchschnitt signifikant von dem der 3 übrigen Probandengruppen ab; bei dieser Gruppe lag der höchste Mittelwert für negative Veränderungen vor. Bei neutralen Antworten unterschied sich nur der Mittelwert der nicht-veränderten Frauen von dem der explorativen Frauen“ (ebd.).

Die Koppelung von „explorativ alternden Frauen“ und „positiven Entwicklungsveränderungen“ ist auf allen Verhaltensebenen bemerkbar, der kognitiven, der emotionalen, der sozialen. Intensivierung und Verbreiterung des Interessenhorizonts und weltoffene, aufgeschlossene Einstellung sind kennzeichnend für diesen Typ.

Negativierende Antworten sind hier kaum zu finden, während der depressive Gegentypus eher auch einmal zu neutralen oder positiven Äußerungen kommt. Bei den Aussagen über entscheidende Wendepunkte werden im Rückblick von diesem zweiten Typus mit besonderer Häufigkeit Krankheiten genannt (S. 169). Meist ist dies verbunden mit einer hohen Zahl von Wendepunkten in den letzten Jahren.

„Der Anteil der Wendepunkte im Lebenslauf, der in Zusammenhang mit Krankheit stand, betrug bei explorativen Frauen insgesamt 3.0%. Bei depressiv Alternden lag dieser Anteil mit 10.5% deutlich höher, wobei davon allein ein Anteil von 6.4% in die Zeit nach dem 45. Lebensjahr fiel“ (S. 173).

Von der Vielzahl der bedeutsamen Lebensereignisse – in der Liste zur Auftretshäufigkeit werden 69 genannt – waren sechs die beiden Verhaltenstypen signifikant trennend. Reisen, Intensivierung von Freundschaften, Zunahme sozialer Kontakte, Aufnahme neuer Freizeitmöglichkeiten sowie die Großelternschaft sind die herausragenden Merkmale für den „explorativen Typ“, allein die Krankheiten sind es bei dem depressiven (S. 176).

„Die Anzahl der Lebensereignisse in den Bereichen ‚Partnerschaft und Familie‘ (Leber 3), ‚Todesfälle in der erweiterten Familie/Freundeskreis‘ (Leber 8) und ‚Krankheiten in der erweiterten Familie/Freundeskreis‘ (Leber 11) hatten die geringste diskriminatorische Bedeutung“ (S. 180).

Im Falle der Perzeption der Lebensereignisse war das Untersuchungsinteresse auf das gerichtet, was als bedeutsam, erwünscht, kontrollierbar, neu und/oder belastend angesehen wird. Dabei können Zusammenhänge zwischen erwünscht und kontrollierbar sowie neu und belastend festgestellt werden. Belastungsgrad und Kontrollierbarkeit korrelieren hingegen begrifflicherweise negativ oder, alltagsdeutsch ausgedrückt: je weniger überschaubar, desto belastbarer. Dazu paßt es dann auch, wenn sich signifikante Gruppenunterschiede bei der Häufigkeit erwünschter, belastender und kontrollierbarer Lebensereignisse ergaben (S. 184). Als Erklärungskern für das, was Saup die Perzeptionsbilanz nennt, kann die Feststellung gelten,

„daß in der Lebensereignisbiographie explorativ alternder Frauen durchschnittlich der Anteil ziemlich kontrollierbarer Ereignisse größer war als bei depressiv alternden Frauen“ (S. 186).

Ein weiteres wichtiges Erklärungsmoment dürfte mit der Beobachtung gegeben sein,

„daß bei explorativ Alternden die unbelastenden Ereignisse zeitlich länger erstreckt waren als die stark belastenden (3.40 Jahre vs. 2.42 Jahre). Bei den depressiv alternden Frauen dagegen war die Dauer der Auseinandersetzung mit unbelastenden und mit stark belastenden Lebensereignissen im Durchschnitt nahezu gleich lang (2.67 Jahre vs. 2.76 Jahre)“ (S. 189).

Von besonderem Interesse dürfte sein, wie die Arten der Perzeption der Lebens-

ereignisse mit den Varianten des Coping korrelieren. Dies ist allerdings schwierig zu untersuchen,

„da in einer Belastungssituation meist mehrere Copingreaktionen aktualisiert werden, diese aber für eine Person im Rahmen ihrer Auseinandersetzung mit der anfordernden oder belastenden Situation von unterschiedlicher Wichtigkeit sein können“ (S. 195).

Wenn es allerdings heißt: *„Die statistische Prüfung (chi²-Test) läßt erkennen, daß nahezu keine Unterschiede zwischen explorativ und depressiv alternden Frauen im Copingverhalten bestanden“* (ebd.), dann stellt sich wohl die Frage, welche unterschiedlichen Vorgaben für das Coping-Verhalten gemacht worden sind, denn

„bei der selbst gewählten Problemsituation kam bei explorativ alternden Frauen das Akzeptieren der Situation als Bewältigungsreaktion im Durchschnitt signifikant häufiger vor als bei den depressiv Alternden“ (S. 195f).

Wenn der Blick auf die Bedeutung der Ressourcen gerichtet wird, tritt ein weiteres Mal die Rolle der gesundheitlichen Beschwerden sowie der Bewertung des Gesundheitszustandes hervor.

„32% der explorativ alternden Frauen erlebten eine Verbesserung ihres Gesundheitszustandes, gegenüber 7% bei den depressiv alternden Frauen. Eine Verschlechterung des Gesundheitszustandes in den vergangenen 5 Jahren erlebten 58.1% der depressiv alternden Frauen, aber nur 26% der explorativ Alternden“ (S. 205).

Hingegen wurde auch errechnet:

„Nach statistischen Analysen (U-Test) unterschieden sich explorativ und depressiv alternde Frauen im Durchschnitt nicht signifikant in den Ausprägungen verschiedener sozioökonomischer Ressourcen“ (S. 207).

Wie sich die Maßstäbe der Realität und der Validität auswirken, zeigt sich am folgenden Beispiel:

„Stellt man die von Naylor berichteten durchschnittlichen Neugierwerte für Lehrer und Schüler (M = 55.62 bis 57.94; SD = 8.12 bis 9.94) den in der eigenen Untersuchung für die Gruppe der explorativ und depressiv alternden Frauen errechneten Kennziffern (M_{expl.} = 61.1; SD_{expl.} = 10.6; M_{depr.} = 55.0; SD_{depr.} = 11.6) gegenüber, wird ersichtlich, daß die explorativ alternden Frauen im Gruppendurchschnitt einen höheren Neugierwert hatten als die von Naylor untersuchten Lehrer und Schüler. Dies dürfte als zusätzliche Bestätigung dafür betrachtet werden können, daß es sich bei den befragten explorativ alternden Frauen in der Tat um eine Gruppe mit ausgeprägten Neugier- und Explorationstendenzen gehandelt hat“ (S. 208).

Dieser Satz gehört zum Kapitel 5 „Interpretation der Ergebnisse“. Sie erlauben eine Feststellung wie:

„Die von explorativ alternden Frauen an sich selbst im Verlauf der vergangenen 10 Jahre wahrgenommenen Veränderungen bezogen sich auf die Ausweitung und Intensivierung von Interessen, eine abwechslungsreichere Tageslaufgestaltung, eine größere Intensität und Intimität in Sozialkontakten, ein freieres emotionales Ausdrucksverhalten, oder auf kognitive Veränderungen wie eine gelassener Lebenshaltung, eine größere Offenheit gegenüber neuen Erfahrungen, als auch auf ein größeres Interesse, persönliche Potentiale entdecken und ausschöpfen zu wollen“ (S. 209f). Und weiter:

„Während von explorativ alternden Frauen nahezu ausnahmslos positive Entwicklungsveränderungen berichtet wurden, nannten depressiv alternde Personen neben neutralen und negativen Antworten auch positive Veränderungen“ (S. 210).

Das führt zu der Folgerung:

„Die Ergebnisse zu spezifischen Entwicklungsveränderungen der befragten Frauen lassen ein universalistisches, unidirektionales Modell des Alter(n)s (z.B. Disengagement-Ansatz) als unangemessen erscheinen. Die beobachtete Multidimensionalität und -direktionalität sprechen eher für eine differentiell-pluralistische Entwicklungskonzeption des Alter(n)s“ (ebd.).

Die Frage, wie und wann es zu der entscheidenden Entwicklung kommt, ist nicht eindeutig zu beantworten.

„Die Ergebnisse zum lebenslaufspezifischen Auftreten von Wendepunkten und ihre bereichsspezifische Verteilung besagen zunächst einmal, daß Entwicklungsunterschiede zwischen explorativen und depressiven Frauen wohl kaum in einen Zusammenhang mit Schicksalswendungen im frühen und mittleren Erwachsenenalter gebracht werden können. Die Gruppenunterschiede könnten darauf hindeuten, daß sich das Lebensschicksal erst im 6. Lebensjahrzehnt zu differenzieren beginnt. Diese Vermutung ist aber mit einer gewissen Vorsicht zu handhaben“ (S. 212).

Außenfaktoren haben jedenfalls ein großes Gewicht. Es sind vornehmlich die unerwarteten, unerwünschten Lebensereignisse, die als belastend gelten und bei denen man keine Möglichkeit des Kontrollierens sieht (S. 215). Am ehesten stellt sich noch von den nicht beeinflussbaren Faktoren die Großelternschaft als eine Entwicklungschance dar (S. 216). Es kann zu einer positiven Ereignisbalance beitragen und zu einer entsprechenden Perzeptionsbilanz. Dabei konnte nicht geklärt werden, inwieweit die Krankheiten selbst oder die Art, mit ihnen umzugehen, zu der Depressivität neigen lassen. Bemerkenswert ist immerhin,

„daß sich die beiden Frauengruppen nicht in der durchschnittlichen Dauer der Auseinandersetzung mit (etwas als auch stark) belastenden Lebensereignissen unterschieden. Nach den Befunden von Brown & Harris (1978), die eine größere Auftrittshäufigkeit langandauernder Ergebnisse bei depressiven Frauen fand, wäre eher ein Unterschied zu erwarten gewesen“ (S. 217).

Bei der „Interpretation der Ergebnisse“ wird im Abschnitt Coping denn auch ein

Problem angesprochen, das beim Referieren hier schon bei der Darstellung der Abfolge angesprochen war:

„Eine Erklärung für die mangelnde Differenzierung zwischen den beiden Untersuchungsgruppen könnte darin bestehen, daß durch das auf Stone & Neale (1984) zurückgehende Untersuchungsverfahren die bei älteren Menschen relevanten Bewältigungsversuche nicht adäquat erfaßt werden können; d.h., es könnte unterstellt werden, daß ältere Menschen Bedrohungen oder Belastungen auf andere Weise zu bewältigen versuchen, als durch die vorgegebenen Copingreaktionen angegeben werden kann“ (S. 219).

Dagegen spricht auch nicht, daß *„die vorgegebenen Copingreaktionen in beiden Untersuchungsgruppen eine hohe Auftrittshäufigkeit hatten“ (ebd.)*. Das Problem dürfte vielmehr in der Auslegungsbeliebigkeit der Items liegen. Das deutet sich jedenfalls beispielsweise bei dem Stellenwert der „Akzeptanz“, bei dem „Sich-abfinden-mit“ an. Indirekt erscheint jedenfalls ein Unterschied dadurch gegeben,

„daß bei den depressiv alternden Frauen stärker ausgeprägte Unveränderlichkeitseinstellungen vorfindbar waren als bei den explorativ Alternden. Lebenszufriedenheit und Unveränderlichkeitseinstellungen sind Merkmale, die die Befragten in zwei weiteren psychologischen Untersuchungsbereichen charakterisieren“ (S. 222).

Der Laienleser könnte spätestens hier fragen, wie etwas, was zwischen dem Ohnmachtsempfinden und der Unbekümmertheit liegt, untersucht werden kann.

Im letzten Kapitel „Zusammenfassung“ werden dann „Anregungen zur Forschung“ zur Sprache gebracht. Die Vorschläge beziehen sich auf:

- inhaltliche Ergänzung durch narrative Berichte, mit denen nach qualitativer Analyse die Verarbeitung des Veränderungsgeschehens deutlicher erkennbar wird,
- methodische Zusatzstudien zur Sicherung der Reliabilität, um die Zuverlässigkeit der retrospektiven Erfassung zu überprüfen, beispielsweise die Befindlichkeit zum Interviewzeitpunkt,
- Längsschnittuntersuchungen, deren Sinn jetzt gerechtfertigt erscheint und die von der Retrospektivität unabhängig machen; Entwicklungsprozesse und Bedingungsanalysen können dabei verknüpft werden,
- Untersuchungen an einer repräsentativen Stichprobe, mit der die *„Auftrittshäufigkeit (multidimensional beschreibbarer) Entwicklungsveränderungen ... zu beobachten“* ist (S. 229).

5. Zur Relevanz der Untersuchung für die Erwachsenenbildung

Wer heute die Relevanz der Forschung für die Praxis anspricht, sieht sich Mißverständnissen ausgesetzt. Allzu oft ist in letzter Zeit von der möglichen Verwendbarkeit der Forschung, ja ausdrücklich von Verwendungsforschung die Rede gewesen. Bei der publizistischen Grobheit, mit der dies vielfach geschieht, ist in Vergessenheit geraten, daß Verwendungsforschung genau genommen heißt, Verwendungsprozesse zu erforschen. Das könnte von allzu kurzschlüssigen Transfervorstellungen befreien. Dann sind mit Relevanz nicht Handlungskonsequenzen gemeint. Die Frage danach ist zwar durchaus verständlich, und es kann auch Situationen geben, in denen eine solche Dienstleistung der Forschung erbracht wird. Unabhängig vom Handlungsbezug kann Forschung aber schon eine Bedeutung für die Erwachsenenbildungspraxis haben. Insofern sie daran interessiert sein muß, die Bedingungen der Tätigkeit so gut wie möglich zu kennen, stellt sich die Frage, welche Erkenntnishilfen Forschung geben kann. Dabei geht es dann nicht so sehr um gesicherte quantitative Daten als vielmehr um die Erschließung der Zusammenhänge des Wirkungsfeldes, um die Sensibilisierung für diese Zusammenhänge zu erhöhen. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn hier von Relevanz gesprochen wird. Mit ihr sollte der Auslegungshorizont für das Situationsverstehen erweitert werden. Damit sind dann keine Handlungsvorschriften verbunden, aber es ist doch ein Rückhalt für didaktische Erprobungen gegeben. Diese Vorläufigkeit des Erkenntnisertrags ist gar nicht zu unterschätzen, weil Erwachsenenbildung und so auch die Bildung Älterer immer in ein unbekanntes Feld anderer Erfahrung hineinzuwirken unternimmt.

Unabhängig von dieser spezifischen Sensibilisierungsfunktion kann Forschung natürlich zuerst einmal zur Selbstvergewisserung der praktischen Arbeit genutzt werden. Sie kann den Argumentationszusammenhang der professionellen Tätigkeit, der in der Erwachsenenbildung immer auch Legitimationszusammenhang ist, bestätigen oder in Frage stellen. Die hier rekapitulierte Studie bietet eine Vergewisserung, um nicht zu sagen Rechtfertigung für eine bestimmte Form der Planungsaktivität, die in den letzten Jahren entfaltet worden ist: die zur Förderung der Bildung älterer Menschen. Die früher ihr gegenüber negative Geste politisch Verantwortlicher ist seltener geworden. Statt dessen war in jüngster Zeit die These in Umlauf geraten, in den über 50- oder 60jährigen stecke ein höheres Maß an Entfaltungspotential als früher angenommen, das durch Bildungsangebote gefördert werden könne und solle. Daß eine solche Annahme berechtigt ist, wird durch die vorliegende Studie gestützt, insbesondere aber auch die Einsicht, daß pauschale Aufforderungen oder Zurückweisungen unangebracht sind und nur eine differenzierte Sichtweise realitätsgerecht ist. Es will begriffen sein, daß die Individualisierungsprozesse heute bis ins hohe Alter reichen.

Es ist dies zuerst einmal eine generalisierende Feststellung zugunsten einer Differenzierung. Sie ist also mit einiger Vorsicht zur Kenntnis zu nehmen. Allerdings ist hier nicht der Ort, Einzelergebnisse der Studie forschungsmethodisch unter die Lupe zu nehmen und ausfindig zu machen, wo etwa eine Relativierung

nötig ist. Dies ist ein wissenschaftsinternes Geschäft und wird bei der Disziplin Psychologie auch hinreichend betrieben. Wer an der praktischen Relevanz im oben beschriebenen Sinne interessiert ist, hat das ggf. zu registrieren. Worauf aus der Sicht der Bildungspraxis Wert gelegt werden muß, ist etwas anderes. Es geht ihr darum, inwieweit durch empirische Untersuchungen das Deutungspotential angereichert werden kann. Durch Forschung wird also das Vergegenwärtigen eines Abschnitts der Wirklichkeit erwartet, das differenzierter ist als die Vorstellungen, die unter Handlungsdruck Stehende von sich aus entwickeln können. Wie weit ist also eine Vorstellungserweiterung mit diesem oder jenem Forschungsunternehmen möglich, das ist die Frage, die den viel beschworenen, aber selten geleisteten Transformationsprozeß auslösen sollte, mit dem wissenschaftliche Erkenntnis praxisrelevant werden kann.

Mit dieser Problembeschreibung ist zugleich angedeutet, worauf es zurückzuführen ist, daß eine produktive Kommunikation zwischen Bildungsforschung und Berufspraxis bislang selten zustande gekommen ist. Insbesondere im Bereich der Psychologie ist eine Absicherungsstrategie üblich, die zu einem gegenseitigen Verschließen führt. Auf der einen Seite bestimmt eine instrumentelle Kontrollierbarkeit das Vorgehen, auf der anderen führt die Notwendigkeit zu improvisieren zu immer neuen Probiebewegungen, die schließlich durch eine ganz andere Routine abgesichert werden, als es beim Forschen der Fall ist. Die Handlungslogiken stehen unter verschiedenen Gesetzen, und dies ist zu einem großen Teil auch gut so. Verschiedene Problemzugänge können zuerst einmal immer förderlich sein. Fatal ist es jedoch, wenn es bei einem Nebeneinander bleibt. Wissenschaftlich garnierter Selbstzweck und Handlungsblindheit sind dann die Folgen. Orte der Berührung für die verschiedenen Wege zu finden, erscheint demgegenüber im Gemeininteresse. Dafür sind Probiebewegungen für die Transformationsprozesse nötig. Sie aus verschiedener Sicht zu reflektieren, geschieht noch zu selten. Ein Anstoß dazu sollte mit dieser Veröffentlichung gegeben werden.

Wenn dies hier am Beispiel eines Zugangs der Altersforschung versucht wird, steht dies in einem sehr komplexen Zusammenhang, der mit der Anforderung des Interdisziplinären verbunden ist und der zu einem Teil schon in den Vorbemerkungen erläutert wurde. Die Überlappungen der Disziplinen erschweren die Verständigung über das übliche Maß hinaus, das sich aus divergierenden Prämissen zu ergeben pflegt. Deshalb kann es von Vorteil sein, von allen weitläufigen Hintergründen abzusehen, von einem vorliegenden Beispiel auszugehen und die Frage aufzuwerfen: Was haben sich darüber Bildungspraxis und psychologische Altersforschung zu sagen?

Wenn dabei wie hier von einer Untersuchung ausgegangen wird, die aufgrund ihres Auswahlamples keinen repräsentativen Anspruch erheben kann, so beeinträchtigt dies das Interesse der Erwachsenenbildung nicht. Mit großen Zahlen und Prozentanteilen kann zwar bildungspolitische Legitimation erstrebt werden, für die didaktisch-methodischen Überlegungen sind sie aber ohne Belang. Aus ihrer Sicht ist der Grad der Differenziertheit der Ergebnisse der wichtigste Relevanzfaktor. Denn unter Bildungsaspekten sind gerade auch Minderheiten interes-

sant. Es kommt dann nicht so sehr darauf an, wie oft irgendwelche Merkmale auftreten, sondern von welcher Art sie sind, unter welchen Bedingungen sie bemerkbar werden und welche Merkmalskombinationen es gibt. Potentiell kann alles der Fall sein, und es gehört zur Alltagsroutine in der Erwachsenenbildung, immer auf Überraschungen gefaßt sein zu müssen. Insofern ihre Arbeit auf Individuelles gerichtet ist, muß ihr Voraussetzungswissen auf individuelle Möglichkeiten gerichtet sein. Vor allem aber will das Vorstellungsvermögen als Fantasie für die Möglichkeit des anderen gestützt werden. Von daher richtet sich die Aufmerksamkeit der Erwachsenenbildung vornehmlich auf explorativ angelegte Studien und nicht auf globale Umfrageergebnisse.

Auf diesem Hintergrund ist es zuerst einmal eine Bestätigung für die Bildungsarbeit mit Älteren, wenn aus der Untersuchung nicht nur eine allgemeine Entwicklungsfähigkeit dieser Bevölkerungsgruppe hervorgeht, sondern wenn die Befunde Hinweise darauf geben, daß dieses Entwicklungspotential vor allem über das Medium sozialer Kontakte zur Wirkung kommt. Was sich des weiteren von in der Bildungsarbeit Tätigen aus dem Untersuchungsmaterial herauslesen läßt, ist, wie vielfältig lebensbedeutsame Entwicklungsveränderungen auch im 6. und 7. Lebensjahrzehnt noch sein können und was daran hindert, Grenzen zu setzen. Offen bleibt dabei allerdings, wie die Wechselwirkung von Veränderungen und Depressivität zu sehen ist. Bemerkenswert ist auf jeden Fall, welche außerordentliche Bedeutung der Vorstellung darüber zukommt, was für kontrollierbar und unkontrollierbar oder, nicht fachterminologisch ausgedrückt, was für beeinflussbar oder nicht beeinflussbar gehalten wird. Zwar ist das Ja oder Nein bei vielen Ereignissen unbestreitbar, aber es gibt auch einen nicht unbedeutlichen Bereich von Fällen, bei denen es auf die subjektive Einschätzung ankommt. Aus der Sicht der Bildungsarbeit muß interessieren, in welcher Weise Veränderungen möglich sind und wie sie unterstützt werden können, denn es stellt sich beispielsweise die Frage, inwieweit Kontrollierbarkeitsvorstellungen durch soziale Kontakte und schließlich auch durch solche mit Bildungscharakter beeinflussbar sind. Es erscheint gegenwärtig als eine Schlüsselqualifikation des Alterns, das Kontrollierbarkeitsvertrauen zu erhöhen, ohne unrealistisch zu werden (Gloger-Tippelt 1985, S. 81).

Es kann also eine besondere Nähe der Untersuchung zu Bildungsproblemen festgestellt werden. Gerade deshalb werden auch ihre Grenzen deutlich und das, worauf weitere Forschung gerichtet sein sollte. Dabei ist das Interesse anders orientiert als meist üblich. Forschungsmethodische Puristen mag es stören, daß der wichtigste „Untersuchungsgegenstand“, die Entwicklungsveränderung, „nur“ retrospektiv bearbeitet werden konnte. Aus der Sicht der an Bildung Interessierten ist dies jedoch kein Nachteil. Dies gilt jedenfalls dann, wenn der Deutungscharakter der jeweiligen Aussage bei der Interpretation bewußt ist. Dann kann es eher von Vorteil sein, wenn die Entwicklungsveränderungen aus dem Rückblick festgehalten werden. Die Rückblende gewährleistet die wünschenswerte Subjektivität und fordert dazu auf, das Verhältnis von Wahrnehmung und Verarbeitung zu thematisieren. Diese Ebene der Perzeption, die Art des Umgangs mit den

Lebensereignissen, ist das, worauf der Blick gerichtet ist, wenn nach der Bildungsrelevanz gefragt wird. Eben hier hat sie aber auch im konkreten Fall, unabhängig vom allgemeinen Zuspruch, ihre Grenze, die allerdings für die psychologische Forschung zu einem großen Teil exemplarisch sein dürfte.

Woran Bildungsarbeit interessiert ist, sind nicht so sehr punktuelle Feststellungen, sondern Beobachtungen und Beschreibungen von Prozessen. Dies gilt, wie die Zusammenfassung gezeigt hat, nicht weniger für die hier zu diskutierende Untersuchung. Es kann dies auch kaum anders sein, wenn es beispielsweise heißt, daß *„Entwicklungsveränderungen im höheren Erwachsenenalter als durch die Konfrontation und Auseinandersetzung mit bedeutsamen Lebensereignissen (mit)beeinflußt betrachtet werden“* (S. 104). Kurz danach wird gesagt: *„Am Beispiel der von Dießenbacher (1985) publizierten Fallillustrationen soll verdeutlicht werden, daß narrative Beschreibungen von Einzelfällen sich als Fundstellen für entwicklungsbedeutsame Veränderungsprozesse älterer Menschen erweisen können“* (S. 105). Dies ist in der Tat so und keineswegs deshalb, weil eine Erzählerin zitiert wird, die *„nach dem Tod ihres Mannes ... zwei Jahre Englisch gelernt hat“*. Die Tatsache selbst ist noch nicht das Entscheidende. Es könnte genauso interessieren, wie sie dazu gekommen ist, sich einen Hund anzuschaffen. Es sind dies nur Beispiele der Situationsbewältigung, und wie diese als meist schrittweiser Vorgang geschieht, darauf richtet sich das Interesse der Professionellen in der Erwachsenenbildung, und darauf hat sich auch hier das Forschungsinteresse gerichtet. Trotz dieser Übereinstimmung entsteht aber gerade in diesem Kernpunkt ein Unbefriedigtsein.

Worin liegen die Gründe dafür? Es dürfte sich hier ein weiteres Mal die für sich genommen durchaus legitime Selbsteinengung der Forschung durch die traditionellen Standards bemerkbar machen. Nicht zufällig habe ich hier das Beispiel der narrativen Interviews zitiert. Die Interviews im hier anstehenden Forschungsprojekt sind aber strukturiert und führen alsbald wieder zu Kärtchen, vorgegebenen Parametern, Items mit Skalierungslisten für Antworten etc. Wenn am Anfang von einem Konzept variierender methodischer Verfahren die Rede war, so hat das nicht daran gehindert, daß die Untersuchung gerade dort wieder auf das traditionelle Repertoire eines vorgegebenen Instrumentariums zurückgegriffen hat, wo eine flexible Problemanpassung des Forschungszugangs besonders wünschenswert ist, bei der Frage nach den Problemen der Bewältigungsformen. Die Aussagen zu dem hier zentralen Problem des Coping sind nicht oder aber beliebig auslegbar, weil unklar bleibt, wer sich was bei den Fragen und ihrer Beantwortung gedacht hat. Das Irritierende bei der Lektüre des Forschungsberichts ist: Solange die Forschungsfragen noch auf die Ereignisebene gerichtet sind, erlauben sie den Frauen subjektive Reaktionen, aber dann nicht mehr, wenn ihre Perzeption zur Frage steht. Gerade dann, wenn die individuellen Auseinandersetzungen thematisiert werden, erfolgt die Beschränkung auf fixierende Erhebungsinstrumente.

Es dürfte wohl die Sorge um Validität und Reliabilität sein, die hier ein weiteres Mal durchgeschlagen ist. Das festigt zwar das Renommee der Disziplin, mindert

aber die Aussagekraft über und für die Realität. Wenn ich bei den Vorbemerkungen zu dem Buch „Psychologische Perspektiven der Erwachsenenbildung“ (Dieterich 1987) geäußert habe, die Psychologie erwecke allzu oft den Eindruck, „als ginge es primär um die Evaluation von Untersuchungsinstrumentarien, nicht aber um menschliches Leben“, so ist von dieser Tendenz auch die hier vorzustellende Untersuchung überschattet. Der Rückgriff auf vorhandene Fragebogen und Skalen gilt als selbstverständliches Verfahren. Es braucht nicht einmal mehr expliziert zu werden (S. 126). Im methodischen Vollzug ist der Blick nur noch auf die vorab definierten Gruppen gerichtet (S. 180). Die Diskriminanzanalyse bestimmt die Erkenntnisrichtung.

„Die ‚Trefferquote‘ für die beiden Untersuchungsgruppen betrug 74.19%. Aufgrund der bereichsspezifischen Konfrontation mit Lebensereignissen wurden somit 3/4 der explorativ und depressiv alternden Frauen korrekt klassifiziert. Da die Klassifizierungsergebnisse auf der Annahme gleicher Streuungen der Merkmalsvariablen (Kovarianzmatrizen der Merkmalsvariablen) in den beiden Gruppen basieren, wurde ein Test auf Gleichheit der Streuungen gerechnet. Box's M- und F-Test zur Überprüfung der Annahme gleicher Streuungen deuten darauf hin, daß die Annahme gleicher Streuungen der Merkmalsvariablen in den beiden Gruppen aufrechterhalten werden kann und die Klassifikationsergebnisse nicht in Frage gestellt werden müssen (Box's M = 89.17; F = 1.17; p = .15)“ (S. 181f).

Was zwischen der Bipolarität vor sich geht und für Entwicklungsmöglichkeiten das Bemerkenswerteste ist, gerät dabei aus dem Blick. Die bei der Konzeptentwicklung einmal für relevant gehaltene „Dosierung“ (S. 107) fällt somit unter den Tisch einer formal rechnerischen Ansprüchlichkeit, die für das Beobachtete humaner Regungen keinen Platz mehr läßt.

Angesichts der Art und Weise, wie die Popularisierung von Wissenschaft vor sich geht und über die Medien vergrößert wird, ist die Zurückhaltung verständlich. Sie verlangt Selbstdisziplin bei den Humanwissenschaften, und wir sind allenthalben mit den Folgen der Fälle, bei denen dies mißachtet wird, konfrontiert. Aber es will auch reflektiert sein, was die Folgen des sich selbst Beschränkens der Wissenschaft sind. Immerhin geht es nicht um Verwendungsforschung, sondern um die Erhellung von Wirklichkeit. Wenn dann vom methodischen Verfahren her etwas „offen bleibt“, so kann darin eher ein Vorzug gesehen werden. Unter dem Bildungsaspekt ist es jedenfalls kein Grund für ein Abschieben eines solchen Ansatzes (S. 21). Dies gilt gerade auch dann, wenn „die Entwicklungsprozesse über die gesamte Lebensspanne hinweg“ (S. 14) untersucht werden sollen und der Ansatz „individuenzentriert“ gedacht ist (S. 211). Dann interessieren Prozesse, Übergangsphasen, das zu vermutende Hin und Her. Wenn aber die Untersuchungssituation verkrampft, läßt sich zwar eine instrumentelle, aber keine ökologische Validität erreichen. Das bleibt ein Problem auch dann, wenn das der tradierten Begriffswahl einmal beiseite gelassen oder nach einem Pre-Test durch die Übersetzung bereinigt wird, wie am Beispiel der „Neugier-Skala“. Daran ändert auch nicht, daß „die vorgegebenen Copingreaktionen in beiden Untersu-

chungsgruppen eine hohe Auftrittshäufigkeit hatten“ (S. 219). Wer sich als 60jährige einmal auf ein Ausgefragt-Werden eingelassen hat, beantwortet dann auch alles irgendwie. Und manches, was auf S. 226 als ungeklärt angegeben wird, dürfte mit dem Unpassenden der Coping-Kategorien und Items erklärbar sein. Bewältigungsmuster wollen im Originalton erfahren sein und nicht über Item-Zuordnungen, deren Motivation unbekannt bleibt.

Eine weitere entscheidende Weichenstellung ist wohl mit der Entscheidung erfolgt, „die Untersuchungsanlage an den Veränderungstypen anzusetzen und nicht an den Bedingungsfaktoren“ (S. 120). Aufschlußreich sind auch die Begründungen für diese Entscheidung:

„Zur Bildung der Untersuchungsanlage eignet sich die Lebensereignisbiographie nicht, weil sie eine ‚Komplexvariable‘ darstellt, die sich aus mehreren verschiedenartigen singulären Lebensereignissen zusammensetzt. Diese Ereignisse können jeweils durch sehr verschiedenartige subjektive Perzeptionsparameter, Merkmale ihrer zeitlichen Erstreckung, Dichte und Abfolge oder durch ihre bereichsspezifische Lokalisierung usw. charakterisiert sein. In der Lebensereignisforschung liegt weder eine einfache noch eine komplexe allgemein akzeptierte Taxonomie von Lebensereignissen vor“ (ebd.).

Dies ist dann zutreffend, wenn das Ziel operationalisierbare und operationalisierte Ergebnisse sind. Und ähnlich weiter:

„Darüber hinaus ist durch die empirische Forschung bislang nicht ausreichend geklärt, welche Lebensereignisse, mit welchen Merkmalen, bei welchen Personen im höheren Erwachsenenalter und Alter mit welchen entwicklungsbedeutsamen Veränderungen einhergehen“ (ebd.).

Auch das ist richtig, beschreibt aber gerade die Aufgaben, vor der Forschung steht, will sie lebensnah sein.

In dem hier angedeuteten Argumentationszusammenhang ist es dann nicht mehr verwunderlich, wenn das Untersuchungsdesign auf Veränderungstypen abzielt bzw. von ihnen ausgeht, die bipolar thematisiert sind. Sicherlich hat die „Dichotomisierung von depressiven und explorativen Erlebnis- und Verhaltensweisen“ (S. 110) etwas Klärendes. Dies gilt aber nur so lange, wie auch die Annäherungswerte, die dazwischen liegen, beachtet werden. Die treten aber bei den zwangsläufigen Schematisierungen in öffentlichen Darstellungen und erst recht bei ihrer Rezeption zurück, während sie für die Bildungsarbeit die Hauptsache sind. Man muß sich daher die ursprünglich beschriebene hypothetische Unterscheidung immer wieder bewußt machen:

„Das Modell der sich explorativ verändernden Person wird durch folgende Attribute charakterisiert: zunehmend mehr Lust bekommen, neue Umgebungen, neue Kontakte und neue Seiten an der eigenen Person entdecken zu wollen; zunehmend unternehmungslustiger und aktiver geworden; zunehmend interessierter an der eigenen Person und Umwelt geworden; zunehmend aufgeschlossener und wißbegieriger geworden. Das Modell der sich

depressiv verändernden Person wird auf verschiedenen Verhaltensebenen durch die Merkmale zunehmender Interessenverlust und Antriebslosigkeit (motivational), zunehmender Pessimismus (kognitiv), zunehmende Niedergeschlagenheit und Ängstlichkeit (emotional), zunehmende Passivität und Rückzug von sozialen Kontakten (behavioral) beschrieben“ (S. 122).

Die graduelle Sichtweise, die in diesen Formulierungen zum Ausdruck kommt, ist aber immer gefährdet durch die eingebrachte Schriftlichkeit und die bipolaren Items der Untersuchung (S. 123). Eine ebenfalls gravierende Folge des Operationalisierungsdrucks ist, daß die Perzeptionsebene in der Vorstellung der Untersuchungsergebnisse mehr zurücktritt, als nach der Untersuchungszintention zu erwarten war. Oder sollte dies vielleicht nur der bemerken, der den Bericht unter dem Aspekt liest, was er indirekt über Lern- und Bildungsprozesse auszusagen vermag? Bezeichnend für das hier Gemeinte ist jedenfalls, daß zwar immer wieder von Perzeption, gelegentlich von Wahrnehmung und Umgehen, aber nur einmal von Erleben die Rede ist, wo es doch um die Art und Weise des Fertig-Werdens mit Belastungen geht. Wenn der Umgang mit den Lebensanforderungen aus guten Gründen als Indiz für Entwicklungsveränderungen gilt und spezifische Formen als Voraussetzung für sie gelten, dann wäre zu wünschen, daß die Variationsbreite des Reagierens auf der subjektiven Verarbeitungsebene erkennbar wird, zumal die Individualisierungstendenz auch bei dieser Arbeit als eine der gesellschaftlichen Voraussetzungen genannt wird.

Damit sind indirekt schon Desiderata angemeldet. Was mit der vorliegenden Untersuchung geboten wird, ist die Vergewisserung, daß Bildungsangebote für Ältere keine Schimäre, sondern durch Erwartungshaltungen legitimiert sind. Ebenso werden Momente erkennbar, die verständlich machen, warum in der praktischen Arbeit eine deutliche Interessenhinwendung zu Aktivierungsangeboten zu beobachten ist. Inwieweit damit eine Problemverarbeitung verbunden oder Problemflucht artikuliert ist, bleibt hingegen offen. Die Koppelung von minderer Beweglichkeit und Neigung zur Depressivität scheint jedenfalls als ein bislang unerkanntes Bildungsproblem auf. Um hierzu Genaueres erfahren zu können, bedarf es noch differenzierter methodischer Problemzugänge. Auf diesem Hintergrund wäre es wünschenswert, wenn die „Anregungen für die Forschung“, die am Ende des Buches von Saup genannt werden, nicht als beliebige verstanden werden. Aus der Sicht der Bildungsarbeit hat der erste Vorschlag deutlich Vorrang, denn

„es ist vorstellbar, daß durch narrative Berichte über die von älteren Personen an sich selbst wahrgenommenen, bedeutsamen und relativ andauernden Veränderungen wichtige Hinweise gewonnen werden können, in welchen psychischen Funktions- und Persönlichkeitsbereichen sich mit zunehmendem Alter ebenfalls Veränderungen im Sinne einer (Weiter-)Entwicklung ergeben. Durch derartige qualitative Analysen können idiographische Akzente im Veränderungsgeschehen entdeckt werden, die durch einen quantifizierenden, statistische Kennziffern für Gruppen von Probanden liefernden Untersuchungsansatz vielleicht übersehen werden“ (S. 228).

Demgegenüber tritt die Relevanz der an zweiter Stelle genannten *Zusatzstudien* „im Hinblick auf die Realibilität der methodischen Erfassung von Lebensereignissen“ (ebd.) ebenso zurück wie die zuletzt vorgeschlagene „*Untersuchung an einer repräsentativen Stichprobe*“ (S. 229). Zu wünschen wäre hingegen, wenn Möglichkeiten geschaffen werden könnten, etwas von dem dritten der vier Vorschläge zu realisieren, „*die Durchführung einer Längsschnittuntersuchung*“ (ebd.), die nicht nur stattgefundene Entwicklung beschreibt, sondern die Möglichkeit bietet, Entwicklungsprozesse zu begleiten.

Literatur

Gloger-Tippelt, G.: Beiträge zur Entwicklungspsychologie der Lebensspanne. In: Arnold, R./Kaltschmid, J. (Hrsg.): *Erwachsenensozialisation und Erwachsenenbildung*. Frankfurt/M. 1985

Dieterich, R.: *Psychologische Perspektiven der Erwachsenenbildung*. Bad Heilbrunn 1974

Saup, W.: *Konstruktives Altern. Ein Beitrag zum Altern von Frauen aus entwicklungspsychologischer Sicht*. Göttingen 1991

Konstruktives Altern im Brennpunkt von psychologischer Gerontologie und Erwachsenenbildung

In dem Beitrag ‚Zum Vermittlungsprozeß zwischen Altersforschung und Erwachsenenbildung‘ betont Tietgens, daß es bislang kaum zu einem produktiven Dialog zwischen beiden Professionen gekommen sei. Auch wenn hier eine Annäherung über ein konkretes Forschungsbeispiel – meine Studie zum ‚Konstruktiven Altern‘ (1991) – versucht wird, ergeben sich dennoch gewisse Startschwierigkeiten beim interdisziplinären Gespräch. Sind die inhaltlichen Aspekte, welche die Beteiligten als wichtig ansehen, nicht zu verschieden für eine produktive Diskussion? Welche Ziele verbinden die Beteiligten mit dem Gedankenaustausch? Welche Richtung sollte der Dialog nehmen? Kann durch solche ‚Probierbewegungen‘ überhaupt eine Annäherung zwischen Altersforschung und Erwachsenenbildung stattfinden? Die Startschwierigkeiten bei diesem Dialog zwischen Altersforschung und Erwachsenenbildung scheinen mir aber nicht zuletzt prinzipielle Schwierigkeiten zu sein, die sich aus den unterschiedlichen Aufgaben, Intentionen, Begründungszusammenhängen der beiden Disziplinen ergeben. Eine Erörterung der vorliegenden Untersuchung innerhalb der eigenen Profession würde antizipierbar verlaufen. Bei dieser Diskussion mit KollegInnen aus der Psychologie könnte z.B. recht bald Einigkeit über fachlich interessante und virulente Fragen erreicht werden, ebenso wie ein Konsens über die Kriterien, nach denen die Untersuchung zu beurteilen wäre. Andererseits müßte befürchtet werden, daß die Diskussion sich mit zunehmender Dauer auf forschungsmethodische Aspekte konzentriert, inhaltliche oder anwendungsrelevante Fragen aus dem Blick verliert und somit letztlich – wenigstens bei einem Diskutanten – zu einem Aufmerksamkeitsverlust und einer gewissen Langeweile führen könnte. Als eine pikante Abweichung vom Gewohnten erscheint der Dialog über die eigenen Fachgrenzen hinaus. Gerade weil dessen Anfang offen und dessen Verlauf weniger vorhersehbar und kontrollierbar ist, vermag dieser Versuch epistemische Neugier zu induzieren. Auch könnte es sein, daß Forschungsfragen und -probleme thematisiert werden, die innerhalb der akademischen Psychologie im allgemeinen und der Alterspsychologie im speziellen nicht immer genügend Interesse finden. Der Dialog bietet mir selbst zudem die Möglichkeit – aus einer zeitlicher Distanz heraus und mit einem gewissen Abstand zur persönlichen Involviertheit und vor allem ohne direkten Qualifizierungsdruck –, mich erneut mit der als Habilitationsleistung angenommenen Untersuchung zum ‚Konstruktiven Altern‘ zu befassen. Bei dieser auf Tietgens bezogenen Replik soll aber weniger eine Apologie auf dessen Einwände und Kritik an der vorliegenden Untersuchung im Vordergrund stehen; wichtiger erscheint mir, einige der Überlegungen noch einmal prononciert mitzuteilen, die zum favorisierten Problemzugang und zum gewählten empirischen Lösungsversuch geführt haben. Es wäre noch anzumerken,

daß man nicht unter jedem ‚Maulwurfhügel‘, den man im eigenen Forschungsprojekt einmal gescharrt hat, heute noch zu sitzen braucht. Auch will ich gar nicht verbergen, daß der hier geführte Dialog die Qualität eines Entwicklungsreizes haben könnte, sogar für den Autor. Ein produktiver Dialog zwischen Erwachsenenbildung und Altersforschung setzt aber beiderseitige Annäherung voraus.

Es ist das große Verdienst von Tietgens, den Bezug der Untersuchung über das ‚Konstruktive Altern‘ zur Erwachsenenbildung deutlich hergestellt und deren potentielle Relevanz für die Praxis aufgezeigt zu haben. Seine kritischen Einwände konzentrieren sich vor allem auf Forschungsdesign und Erhebungsmethodik, Prozeßcharakteristik des Bewältigungsverhaltens und die Frage der ökologischen Validität. Man könnte die Einwände auf die folgenden Punkte zusammenfassen: Die vorab definierten Untersuchungsgruppen der ‚explorativ‘ und ‚depressiv‘ Alternenden verstellen den Blick für eine graduelle Sichtweise; fixierte Erhebungsverfahren und verkrampfte Untersuchungssituation verhindern einen flexiblen, auf das Forschungsproblem bezogenen empirischen Zugang; eine Prozeßanalyse der Situationsbewältigung der alternenden Frauen fehlt; die ökologische Validität der Studie wird bezweifelt. Allgemeiner betrachtet, erscheinen einige Einwände als eine Kritik am Operationalismus in der Psychologie und an den Forschungskriterien der Reliabilität und (instrumentellen) Validität (vgl. Tietgens 1987). Ich kann dieses Unbehagen an der Psychologie und auch an der vorliegenden Untersuchung durchaus nachvollziehen. Ja, ich empfinde ein Stück weit sogar Sympathie für diese Einwände; manchmal wird der Operationalismus in der Psychologie übertrieben und werden die Maßstäbe der Reliabilität und Validität zu absolut gesetzt. Vielleicht würde meine eigene Kritik nur etwas abgeschwächer, moderater ausfallen?

Die Berührungspunkte zwischen Alternspsychologie und Erwachsenenbildung sind mannigfach. Eine entwicklungspsychologische Konzeptualisierung des höheren Erwachsenenalters stellt für eine Psychologie des (normalen) Alterns einen wichtigen Forschungsansatz dar; Entwicklungsprozesse enden nicht an der Pensionierungsgrenze. Aus der Sicht der Bildungsarbeit scheint ein derartiger Ansatz ebenfalls von großer Bedeutung. Warten nicht auch beide Professionen auf eine Pädagogische Psychologie des höheren Erwachsenenalters? Diese könnte das (notwendige) Bindeglied – die vermittelnde Instanz – zwischen Altersforschung und Erwachsenenbildung sein. Daß die Konzeption des ‚Konstruktiven Alterns‘, welche die durch die Auseinandersetzung mit lebenslaufspezifischen Anforderungen zustande gekommenen entwicklungsbedeutsamen Persönlichkeitsveränderungen bei älteren Menschen betont, auf so große Resonanz in der Erwachsenenbildung stößt, hatte ich nicht von Anfang an (also bei der Planung und Durchführung der Studie) erwartet. ‚Probierbewegungen‘, bei denen deutlich artikuliert wird, woran die an der Bildungsarbeit mit Älteren Tätigen interessiert sind, könnten dazu anregen, daß in der Altersforschung zukünftig auch praxisrelevante(re) inhaltliche Fragestellungen aufgegriffen werden. Ein weiteres gemeinsames Erkenntnisinteresse von Alternspsychologie und Erwachsenenbildung zeigt sich im Wunsch nach Bedingungsanalysen; hierbei werden

aber zugleich unterschiedliche Nuancierungen deutlich. Tietgens betont, es komme „nicht so sehr darauf an, wie oft irgendwelche Merkmale auftreten, sondern von welcher Art sie sind, unter welchen Bedingungen sie bemerkbar werden und welche Merkmalskombinationen es gibt“ (S. 31). Hier könnte man eine andere Auffassung vertreten. Mir scheint z.B. das Wissen darüber, wie häufig Kinder in ihrem Alltag aggressive Verhaltensweisen zeigen, ebenso wichtig wie die Kenntnis des Zusammenhangs von Frustration und Aggression. Phänographie muß auch eine wichtige Aufgabe der Altersforschung werden; sie könnte zu einer größeren Lebensweltnähe der Forschung beitragen. Die ökologische Perspektive in der Psychologie betont die Bedeutung der Deskription von Verhaltensweisen – also auch ihrer quantifizierbaren Auftrittshäufigkeiten – seit längerem; dies zu erwähnen scheint mir wichtig, obgleich ich zugestehen muß, daß die ökologische Perspektive zu sehr Progammatik geblieben ist und zu wenig in empirischen Arbeiten einen Niederschlag gefunden hat. Phänographie oder Deskription sollte ein grundlegender, erster Schritt in einem Forschungsprogramm sein; Bedingungsanalysen des in einer Untersuchung fokussierten Verhaltens und Erlebens (im vorliegenden Fall: Entwicklungsveränderungen von älteren Frauen) gewinnen erst in weiteren Untersuchungsschritten Bedeutung. Manchmal scheint aber nicht genügend beachtet zu werden, daß Bedingungsanalysen, die eine Erweiterung des Zusammenhangs- und Bedingungswissens versprechen, an methodische Voraussetzungen geknüpft sind. Um beispielsweise die längerfristigen Auswirkungen der Teilnahme an einem Lern- und Gedächtnistraining im Alter wirklich verlässlich abschätzen zu können, wird es notwendig sein, Kursteilnehmer mit anderen Personen zu unterschiedlichen Erhebungszeitpunkten zu befragen (Design mit Untersuchungs- und Kontrollgruppe; pre-, post-, follow-up-Erhebungen); die Erhebungsmethoden sollten objektiv, reliabel und valide sein (man versucht ja auch nicht die Auswirkungen eines fiebersenkenden Arzneimittels mit einem defekten Fieberthermometer nachzuweisen); wenn durch eine hohe drop-out-Quote die Stichprobengröße bei der Nacherhebung ziemlich geschrumpft ist, wird es kaum möglich sein, den Effekt des Trainings statistisch belegen zu können; dies verweist auf methodische Voraussetzungen, welche an die Stichprobengröße geknüpft sind. Oder sollten wir uns ausschließlich auf die subjektive Einschätzung des Kursleiters verlassen? Bedingungsanalysen sind aber bei weitem nicht die einzige Art, empirische (Alters-)Forschung zu betreiben. Andere Zugänge sind nicht nur legitim, sondern notwendig. Deskriptive Untersuchungen, auch Einzelfallbeschreibungen und -analysen, sollten sich hinzugesellen, damit ein Gesamtbild entsteht. Ich neige nicht dazu, mich vorab auf eine bestimmte Untersuchungsmethode als den ‚Königsweg‘ der Altersforschung zu beschränken; Einzelfallanalysen, die Tietgens gegenüber anderen empirischen Zugängen zu favorisieren scheint, sind bislang viel zu selten und vor allem zu wenig differenziert in der Entwicklungspsychologie des höheren Erwachsenenalters angewandt worden. Aber Forschung kann sich nicht auf die nachträgliche Konstatierung des Faktischen bei wenigen (meist ausgesuchten) Einzelfällen allein beschränken. Andererseits sind Einzelfalldeskriptionen wichtig, nicht nur, weil sie eine explorative Funktion im Forschungsprozeß haben können, sondern

weil durch sie die Person als Einheit oder Gesamtheit ins Blickfeld rückt; bei der ausschließlichen Fokussierung von Variablen – wie sie nicht selten auch in alterspsychologischen Studien anzutreffen ist – vergessen wir, daß die Untersuchungsteilnehmer Individuen mit einer bestimmten Biographie und Lebenssituation sind und nicht die Träger eines bestimmten Variablensets. Die Betrachtung von Einzelfällen könnte hier eine wichtige korrektive Funktion haben. Einzelfallanalysen stehen mit anderen methodischen Vorgehensweisen in der Alternspsychologie nicht in einem konkurrierenden, sondern in einem ergänzenden Verhältnis. Unrealistisch wäre es aber, von einer einzelnen Untersuchung eine derartig umfassende methodische Orientierung zu erwarten.

Tietgens konstatiert, daß der Bericht über die Vorüberlegungen und die gewählten Untersuchungswege zwei Drittel des Forschungsberichtes ‚Konstruktives Altern‘ einnimmt (vgl. S. 24). Dies ergab sich keineswegs zufällig. Die Darstellung der theoretischen Grundlagen erstreckt sich über die Hälfte des Berichts. Die konzeptuellen Überlegungen zur Entwicklung im Alter, die Dokumentation des empirischen Forschungsstandes, die Überlegungen zur Frage der Entwicklungsindikatoren usw. sollten die Grundlage bilden für ein tragfähiges Forschungsparadigma. Forschung soll theoriegeleitet vorgehen, wobei in diesem Zusammenhang Theorien eine heuristische Funktion haben; sie lenken die Aufmerksamkeit des Forschers auf ganz bestimmte Ausschnitte der Wirklichkeit und veranlassen ihn, die als theorierelevant ausgegrenzten Sachverhalte, ihre Charakteristika, Bedingungen und Funktionen spezifischer unter die Lupe zu nehmen. Dieses Vorgehen hat zur Konsequenz, daß andere Sachverhalte – vielleicht gerade jene, welche die Erwachsenenbildung mehr interessieren – ausgeblendet bleiben. Im vorliegenden Fall werden nur jene Entwicklungsprozesse fokussiert, die durch die Auseinandersetzung mit lebenslaufspezifischen Anforderungen und Belastungen zustande gekommen sind. Vielleicht geht das Forschungsparadigma des ‚Konstruktiven Alterns‘ über die für eine einzige Studie notwendige Theoretisierung hinaus; der vorliegende empirische Lösungsversuch kann und will nicht all jene Zusammenhänge präzisieren, über die im theoretischen Teil spekuliert wird. Insofern sind die am Ende des Bandes vorgeschlagenen Forschungsdesiderata ernst zu nehmen; man kann sie als Teile eines übergreifenden Forschungsprogramms betrachten. Obgleich im Theorieteil der Arbeit Lebensereignisbiographie, Bewältigungsprozesse und -ressourcen im Hinblick auf ihre Entwicklungsbedeutsamkeit diskutiert werden, sind die Fragestellungen des empirischen Teils eingeschränkter, bescheidener, realistischer. Mit großer Sorgfalt wurde versucht, die Lebensereignisbiographien der älteren Frauen über den Zeitraum der vergangenen zehn Jahre zu rekonstruieren; dieses Vorgehen hebt sich m.E. deutlich ab von den bislang vorliegenden empirischen Zugängen, die sich häufig auf Ereignislisten beschränken. Dagegen wurden Bewältigungsformen nicht in ihrer Prozeßcharakteristik untersucht (vgl. unten). Hier bleibt beim Leser der Studie ein verständliches Unbefriedigtsein, und auch bei mir selbst stellt sich im Rückblick hier das größte Unbehagen ein. Eher am Rande sei erwähnt, daß die in Kap. 2.2 (Stand der Forschung) referierten Studien nicht – wie Tietgens vermutet – vornehmlich unter dem Aspekt ihrer forschungsmethodi-

schen Leistungsfähigkeit gesichtet wurden. Ich war vor allem an ihren Ergebnissen interessiert! Aber um die Spreu vom Weizen zu trennen, um also wirklich zu einer halbwegs gesicherten Einschätzung der Befundlage in einem Untersuchungsbereich zu kommen, halte ich es für sinnvoll, die vorliegenden Forschungsberichte auch nach der Angemessenheit ihrer Untersuchungsanlage und Forschungsmethoden zu beurteilen. Schon durch die kritische Literatursichtung wurde z.B. deutlich, daß wenig für die Vermutung des Nestors der deutschen Alterspsychologie sprach, Lebensereignisse würden viel zu selten auftreten, um als Auslösebedingungen und Ursachen von Fehlentwicklungen im Alter (und für persönliche Weiterentwicklung, könnte man ergänzen) herangezogen werden zu können (vgl. Saup 1991, S. 43). Die Ergebnisse der gesichteten Studien waren eine Ermunterung, die einmal eingeschlagene Argumentationslinie weiter zu verfolgen und dem Zusammenhang von Lebensereignissen und Entwicklung im Alter bei der Planung und Durchführung der Studie weiter nachzugehen.

Wenden wir uns dem empirischen Teil der vorliegenden Untersuchung zu. Zunächst einige allgemeine Vormerkungen: Forschungsarbeiten entstehen innerhalb eines institutionellen Kontextes. Einige davon werden als Prüfungsarbeiten erstellt, so auch Habilitationsschriften. Über ihre Annahme entscheiden letztlich alle habilitierten Mitglieder einer Fakultät. Wird die Finanzierung eines Projekts durch Drittmittel angestrebt, ist die Möglichkeit seiner Realisierung vom Urteil ausgewiesener Fachgutachter, die dem Antragsteller (meist) unbekannt bleiben, abhängig. Ohne Berücksichtigung der innerhalb einer Profession geltenden (bzw. derzeit dominierenden) Gütekriterien bei der Vorbereitung und Durchführung der Untersuchung wird es nur schwer möglich sein, eine Forschungsarbeit voranzutreiben. Eine allzu generöse Abweichung von diesen expliziten und häufig auch impliziten (!) Normen wäre wahrscheinlich ein guter Prädiktor für das vorzeitige Ende einer gerade erst begonnenen wissenschaftlichen Laufbahn. Ich kann mir z.B. derzeit nicht vorstellen, daß ein alterspsychologischer Projektplan Aussicht auf Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) oder durch die gerontologischen Schwerpunktprogramme des Forschungsministeriums (BMFT) hat ohne ein differenziertes, gut begründetes Forschungsdesign. Zur Abschätzung der Erfolgsaussichten einer Studie gehört auch die Frage nach den (beschränkten, einseitigen) Interessen und Kompetenzen des Forschers; ich weiß nicht, wie viele KollegInnen im Hinblick auf quantitative wie auch qualitative Forschungsansätze und -methoden wissenschaftlich ausgewiesen sind. Ein wichtiger Aspekt bei Prüfungsarbeiten scheint mir vor allem auch ihre ‚Machbarkeit‘; Absichten einerseits und Kompetenzen und Ressourcen andererseits müssen realistisch austariert werden; was zählt, ist nicht nur der wissenschaftliche Erkenntnisfortschritt, der durch eine solche Arbeit zu erwarten ist, sondern, daß die Arbeit tatsächlich auch abgeschlossen und die Weiterqualifizierung erreicht wird. Wissenschaftlicher Anspruch und Qualifizierungsnotwendigkeit müssen in Einklang gebracht werden. Auch die vorliegende Studie ist das Resultat zahlreicher (notwendiger und legitimer) Kompromisse. Bei der empirischen Durchführung erfolgte eine inhaltliche und methodische Schwerpunktsetzung; Lebensereignisbiographie und Wendepunkte im Lebenslauf wurden eingehend ermittelt, die

Erfassung von Coping war dagegen nachgeordnet; der Bericht über eingetretene Lebensereignisse wurde durch ein semistrukturiertes Vorgehen evoziert, die Antworten wurden dann aber auf ‚Ereignis-Kärtchen‘ zusammengefaßt, auf den Punkt gebracht; dieses Vorgehen erleichterte die Auswertung der Antworten wesentlich. Die statistische Auswertung diachronischer Merkmale der Lebensereignisbiographie beschränkte sich z.B. auf die Kennzeichnung von Ereignisdichte, -rhythmus usw.; mir liegt bislang keine Arbeit aus dem Bereich der ‚event-history-analysis‘ vor, bei der die Aufeinanderfolge von Lebensereignissen für eine Vielzahl von verschiedenen Ereignissen erfolgt wäre (im vorliegenden Fall sind es 58 Ereignis-Kategorien). Eine personenbezogene Deskription der Lebensereignisbiographie wäre auf der Basis des vorhandenen Datenmaterials wohl möglich, war aber nicht intendiert; es wäre hier zu überlegen, auf welche Weise der vorliegende Datensatz für Sekundäranalysen zur Verfügung gestellt werden kann. Eine empirische Untersuchung bietet immer Anlaß für kritische Einschätzungen, ist doch eine der auf Tagungen am häufigsten von KollegInnen gestellten Fragen, warum diese oder jene Variable nicht berücksichtigt wurde. Für den weiteren Dialog mit der Erwachsenenbildung wäre es für die Alternspsychologie wichtig zu erfahren, welche Untersuchungsbereiche und Fragestellungen von den Bildungspraktikern für wichtig und dringlich gehalten werden. Worauf kommt es Tietgens an? Von der Erwachsenenbildung müßte der für die weitere Diskussion wichtige Schritt geleistet werden, ihre zentralen Fragen, Themen, Erkenntnisinteressen usw., die von jenen der Alterspsychologie divergieren, zu explizieren. Hier müßte Tietgens also deutlicher werden! Die Studie zum ‚Konstruktiven Altern‘ hat z.B. gezeigt, daß beträchtliche interindividuelle Unterschiede in den Interessen der älteren Frauen bestehen. Hält die Erwachsenenbildung die Interessenentwicklung und -förderung im Alter für ein zentrales Thema? Wäre dieser (Entwicklungs-)Bereich ein wichtiger Bezugspunkt in der weiteren Diskussion? Führt es zu einem gelingenden Leben, zur Identitätsstabilisierung, zu einem positiven Lebensrückblick, wenn hier jemand wach bleibt? Wo liegen die wichtigen Berührungspunkte zwischen Alternsforschung und Erwachsenenbildung? Sowohl empirische als auch normative Gesichtspunkte – was ist und was sein sollte – müßten dabei diskutiert werden.

Tietgens moniert nicht zu Unrecht, daß „im methodischen Vollzug ... der Blick nur noch auf die vorab definierten Gruppen“ (S. 33) der explorativ und depressiv alternden Frauen gerichtet ist. „Was zwischen der Bipolarität vor sich geht, gerät dabei aus dem Blick“ (ebd.). Ich kann dieses Unbehagen sehr gut nachvollziehen; auch ich bin im allgemeinen an den Schattierungen ebenso interessiert wie an auseinanderliegenden Polen. Dem Design, durch das explorativ und depressiv sich verändernde Frauen einander gegenübergestellt werden, haftet etwas Eigenwilliges an; der gewählte Lösungsversuch wird – dies kann ich mir gut vorstellen – sicherlich nicht jeden überzeugen. Hätte ich dann aber nicht besser getan, von einer (möglichen) Vielfalt im Alltag identifizierbarer Veränderung(styp?)en auszugehen und diese dann im Hinblick auf die postulierten Bedingungsfaktoren zu untersuchen? Hätte ich nicht die Untersuchungsgruppen aufgrund der Antworten der älteren Frauen auf die 13 spezifischen Entwicklungsver-

änderungen zusammenstellen können? Hätte ich dabei nicht auf eine Clusteranalyse oder ein anderes (nicht-statistisches) Klassifizierungs- oder Typisierungsverfahren zurückgreifen sollen? Auf den ersten Blick spricht vieles für diese Alternativen. Vielleicht hätte man dann verschiedene ‚Schattierungen‘ von sich entwickelnden älteren Frauen identifizieren können; die graduelle Sichtweise wäre dadurch weniger gefährdet. Aber warum wurde dieser überzeugend erscheinende Weg bei der Planung der Untersuchungsdurchführung nicht eingeschlagen? Die Unwägbarkeiten und Schwierigkeiten eines solchen Schritts werden erst deutlich, wenn man an jene Phasen des Forschungsprozesses denkt, die in einem empirischen Projekt an die Erhebungsphase anschließen. Da die Anzahl und die Größe der Untersuchungsgruppen vorab nicht kalkulierbar gewesen wären, wäre ich das Risiko eingegangen, die Untersuchungsgruppen mit Hilfe von statistischen Verfahren der Datenreduktion und Entscheidungsfindung im Hinblick auf die potentiellen Bedingungsfaktoren nicht vergleichen zu können. Die Gefahr hätte bestanden, die Untersuchungsfragestellung im Laufe des Projekts wesentlich verändern zu müssen. Es kann bezweifelt werden, ob ein solcher Zugang fundiertere Erkenntnisse über den interessierenden Zusammenhang zwischen Entwicklungsveränderungen und potentiellen Bedingungsfaktoren wie den verschiedenen Merkmalen der Lebensereignisbiographie einer Person gebracht hätte. Theorieansatz und Forschungsdesign strukturieren die Erhebung und Auswertung der Daten und ermöglichen, die Befunde theoretisch einzuordnen; würde man in der Feldforschung auf sie verzichten und alle Untersuchungsvariablen variieren lassen, so schiene mir dies wie ein Segeltörn ohne vorher festgelegten Kurs. Ich plädiere für theoriegeleitete Forschung; dies sollte aber nicht so verstanden werden, daß ich mich nicht auch von den Befunden einer (Vor-)Studie einmal überraschen lassen würde. Die vorliegende Studie bedarf der Ergänzung durch die genannten Forschungsdesiderata. Durch Einzelfallanalysen könnten z.B. auch verschiedene ‚Schattierungen‘ im Hinblick auf Entwicklungsveränderungen älterer Frauen illustriert werden. Dabei sollte aber in Erinnerung gerufen werden, daß Einzelfallbetrachtungen nicht mit Bedingungsanalysen gleichzusetzen sind oder diese gar ersetzen können.

Befassen wir uns mit der Frage, inwieweit die gewählten Untersuchungsverfahren problemangemessen sind, etwas näher. Tietgens hält kritisch fest: „Der Rückgriff auf vorhandene Fragebogen und Skalen gilt als selbstverständliches Verfahren. Es braucht nicht einmal mehr expliziert zu werden“ (S. 33). Hier wird der Zeigefinger auf einen wunden Punkt in der Forschungspraxis gelegt. Es scheint mir in der Tat so zu sein, daß in alternspsychologischen Studien nicht zu selten Skalen und andere standardisierte Erhebungsverfahren ‚mitlaufen‘; z.B. die Lebenszufriedenheits-Skala, die Locus-of-Control-Skala, Persönlichkeits-Skalen, und gegenwärtig sind die sog. ‚coping check‘-Listen Mode. Aber ist der Einwand von Tietgens wirklich gravierend? In der vorliegenden Untersuchung werden z.B. die LSI-Skala und die D-S-Skala verwendet, ohne vorher genau beschrieben worden zu sein. Mir scheint dies auch nicht notwendig, denn ich greife auf Verfahren zurück, die in der Gerontologie weithin bekannt und gebräuchlich sind; durch die bibliographischen Angaben zu den ausgewählten

Erhebungsverfahren wird es für den Leser zudem möglich, sich in der Originalliteratur über die Entwicklung der beiden Erhebungsverfahren (zur Lebenszufriedenheit bzw. zur Depressivität) zu informieren. Dagegen wird im vorliegenden Forschungsbericht die bislang im deutschen Sprachbereich noch nicht eingeführte Neugier-Skala von Naylor (1981) ausführlich vorgestellt. Im allgemeinen halte ich die Verwendung von standardisierten, reliablen und validen Erhebungsverfahren in der alternspsychologischen Forschung schon aus Gründen der Vergleichbarkeit von Untersuchungsergebnissen für wünschenswert; damit sage ich aber nicht, daß dies der einzige methodische Zugang bleiben sollte. Wenn für einen Untersuchungsbereich schon ein bewährtes Erhebungsverfahren vorliegt, so muß man es sich nicht schwerer als notwendig machen und selbst ein Erhebungsverfahren ‚stricken‘. Ich kann mir aber auch Untersuchungsbereiche vorstellen – und es wäre zu klären, ob dies nicht für die Erhebung von diachronisch erstreckten Bewältigungsprozessen zutrifft –, bei denen die Verwendung eines strukturierten Erhebungsverfahrens fehlplaziert wäre. Die in der Hauptuntersuchung praktizierte Methode zur Erhebung der Lebensereignisbiographie halte ich durchaus für problemangemessen; die befragten Frauen hatten dabei sehr wohl die Möglichkeit, individuell zu reagieren. Bei der Verwendung einer Lebensereignis-Liste wäre dies nicht möglich gewesen. Mir scheint, daß der o.g. Einwand von Tietgens noch zu einem tieferliegenden Problem führt: Es braucht nicht einmal mehr expliziert zu werden – so könnte man mit Tietgens ergänzen –, warum gerade diese und jene Variablen in die Untersuchung miteinbezogen wurden. Man denke hierbei an die vielen (vor allem anglo-amerikanischen) Untersuchungen zum ‚successful aging‘, in denen eine wilde Vielfalt von Variablen Eingang fanden. Diese Beliebigkeit bei der Auswahl von Untersuchungsvariablen scheint mir auch ein Problem in aktuellen Forschungsvorhaben in der Gerontologie zu sein; wenigstens kann ich mich nicht dieses Eindrucks bei der Lektüre einiger Forschungsanträge und -skizzen für größere (interdisziplinär angelegte) Projekte erwehren. Auch die eigene Untersuchung ist nicht ganz von diesem Fehler frei. Wer Kapitel 2.3.1 des Buches liest, mag aber erahnen, wie schwierig schon die (notwendige) Festlegung von Entwicklungsindikatoren in einer alternspsychologischen Studie sein kann. Die teilweise beobachtbare Beliebigkeit bei der Auswahl von Untersuchungsvariablen in alternspsychologischen Studie verweist auf ein gewisses Theoriedefizit im Bereich der psychologischen und sozialen Gerontologie. Aber ‚Routinehandeln‘ bei der Auswahl von Variablen sollte nicht die für eine Studie notwendige Theoretisierung ersetzen.

Ein zentraler Kritikpunkt von Tietgens bezieht sich auf die Erhebung von Bewältigungsreaktionen der älteren Frauen. Tietgens kommt darauf mehrfach zu sprechen; kritisch eingeschätzt wird die Auslegungsbeliebigkeit der Bewältigungsitems (S. 28), „Bewältigungsmuster wollen im Originalton erfahren sein und nicht über Item-Zuordnungen“ (S. 34); ein Unbefriedigtsein entsteht zudem, daß Prozesse der Situationsbewältigung nicht beschrieben sind (S. 32) und die Variationsbreite des individuellen Reagierens nicht erkennbar wird (S. 35). Diese Einwände bestehen m.E. zu Recht. Die Erfassung von Bewältigungsprozessen war nicht Gegenstand der empirischen Erhebung, obgleich im theoretischen Teil der

Arbeit Entwicklung als Resultat der Konfrontation und Auseinandersetzung mit bedeutsamen Lebensereignissen, also auch von Bewältigungsprozessen, konzeptualisiert wurde. Eine Schwerpunktsetzung war – wie bereits gesagt – bei der empirischen Durchführung notwendig. Festgehalten wurden lediglich aktualisierte Bewältigungsformen und nicht Bewältigungsprozesse. Warum Bewältigungsformen durch das von Stone & Neale (1984) vorgeschlagene und für die vorliegende Untersuchung modifizierte Item-Set zu erfassen versucht wurden, wird aus der Diskussion des Forschungsstandes zu ‚Coping im Alter‘ ersichtlich. Der bei der Untersuchungsplanung und -durchführung eingeschlagene Lösungsweg überzeugt mich heute nicht mehr. Im Rückblick wird mir deutlich, daß die mangelnde Differenziertheit der Ergebnisse über das Bewältigungsverhalten von explorativ und depressiv alternden Frauen wohl stark mit der gewählten Untersuchungsmethode zusammenhängt. Warum ich in den bereits vorliegenden differenzierteren ‚coping checklists‘ – z.B. den 118 Copingitems von McCrae (1982) oder den 68 Items von Folkman & Lazarus (1980) – keine Alternative sehe, wird durch meine kritische Einschätzung des Forschungsstandes deutlich. Mit dem Hinweis, ‚further research is needed‘, mit dem in (geronto-)psychologischen Fachzeitschriften schon mancher Forschungsbericht beendet wurde, könnte versucht werden, auch diese Replik auf den Beitrag von Tietgens zu einem Abschluß zu bringen. Doch diese Phrase wäre ein beiderseits unbefriedigendes Ende des begonnenen Dialogs zwischen Altersforschung und Erwachsenenbildung. Eine zentrale Frage, wie individualisierte Bewältigungsprozesse älterer Menschen (in zukünftigen Forschungsarbeiten besser) untersucht werden könnten, wäre nicht ausreichend diskutiert. Um keine falschen Erwartungen zu wecken, möchte ich betonen, daß ich hierfür bislang keinen befriedigenden Lösungsvorschlag habe. Dies erscheint etwas verwunderlich, denn wäre es nicht naheliegend, individuelle Prozesse der Bewältigung von Anforderung und Belastungen im Lebenslauf durch ein exploratives Vorgehen zu erkunden, bei dem ältere Menschen ihre idiosynkratischen kognitiven, emotionalen, behavioralen Anstrengungen der Auseinandersetzung und Meisterung in ihrer eigenen Sprache schildern können? Diese Alternative ist mir nicht unvertraut. Im Rahmen meiner Studie zur ‚Übersiedlung ins Altenheim‘ (1984) habe ich diesen Weg schon einmal eingeschlagen. Das Bewältigungsverhalten von Hochbetagten auf Anforderungen und Belastungen durch das Heimmilieu wurde damals durch eine kaum strukturierte Erhebungsmethode zu erfassen versucht. Es war wohl kein narratives Interview, aber ein durch Leitfragen nur wenig vorstrukturiertes Gespräch; Bewältigungsprozesse konnten dabei im ‚Originalton‘ geschildert werden. Die Interviewtranskripte wurden inhaltsanalytisch ausgewertet. Die Probleme, die sich bei dieser Art der Erhebung und Auswertung von Bewältigungsprozessen ergeben, sind vielschichtig; sie sind nicht nur in meinem Bericht zur ‚Übersiedlung ins Altenheim‘ dokumentiert worden, sondern auch in anderen Untersuchungen über Bewältigungsprozesse (von Krankenschwestern, vgl. Faltermaier 1988; der Lehrerarbeitslosigkeit, vgl. Ulich et al. 1985), die im Rahmen der Forschungsstelle für Pädagogische Psychologie und Entwicklungspsychologie an der Universität Augsburg entstanden sind. Die Kriterien der Objektivität, der Reliabilität und der

Validität haben auch für diese Art der Erhebung und Auswertung zu gelten. Dies zu betonen, scheint mir wichtig. Es ist dafür Sorge zu tragen, daß die Schilderung von Bewältigungsprozessen unbeeinflußt durch persönliche Charakteristika oder das Gesprächsverhalten des Interviewers erfolgt. Und wie gelingt es, bei ‚schweigsamen‘ Personen Äußerungen zu ihrem Bewältigungsverhalten zu evokieren? Dies dürfte nicht einmal für gut geschulte Interviewer eine leichte Aufgabe sein. Die Inhaltsanalyse der verschrifteten Interviews ist eine sehr zeitaufwendige und mühsame Aufgabe; dabei ist zu gewährleisten, daß die Auswertung des 50. Transkripts genauso sorgfältig erfolgt wie die des 1. Interviewberichts und daß zwei verschiedene Auswerter zu übereinstimmenden Ergebnisprotokollen kommen. Auch meine ich, daß in irgendeiner Form belegt werden müßte, daß es sich bei den ‚im Originalton‘ erfahrenen Verhaltensweisen tatsächlich um Bewältigungsprozesse (also um Anstrengungen zur Meisterung lebenslaufspezifischer Anforderungen und Belastungen) handelt und nicht um routinisierte Verhaltensformen des alltäglichen Daseinsvollzugs. Nur zu fordern, Bewältigungsprozesse müßten durch eine qualitative Forschungsmethode eruiert werden, hieße für mich, die angesprochenen Probleme nur zu verlagern; es dürfte damit wohl auch kein echter Erkenntnisfortschritt sowohl für die alternspsychologische Forschung als auch die Erwachsenenbildung verbunden sein. Viele Fragen bleiben am Ende dieses Beitrages offen; dies erscheint mir produktiver als der Versuch einer abschließenden Bewertung; offene Fragen signalisieren den Bedarf nach weiteren ‚Probierbewegungen‘ zwischen Alternspsychologie und Erwachsenenbildung.

Literatur

- Faltermaier, T., Entwicklungsprozesse junger Frauen in einem Helferberuf: Ausgewählte Ergebnisse einer qualitativen Lebensereignis-Studie. Augsburgs Berichte zur Entwicklungspsychologie und Pädagogischen Psychologie, Nr. 31. Universität Augsburg 1988.
- Folkman, S. & Lazarus, R.S., An analysis of coping in a middle-aged community sample. *Journal of Health and Social Behavior* 1980, 21, 219-239.
- McCrae, R.R., Age differences in the use of coping mechanisms. *Journal of Gerontology* 1982, 37, 453-460.
- Naylor, R., A state-trait curiosity inventory. *Australian Psychologist* 1981, 16, 172-183.
- Saup, W., Übersiedlung ins Altenheim. Weinheim: Beltz 1984.
- Saup, W., Konstruktives Altern. Ein Beitrag zum Altern von Frauen aus entwicklungspsychologischer Sicht. Göttingen: Hogrefe 1991.
- Stone, A.A. & Neale, J.M., New measure of daily coping: Development and preliminary results. *Journal of Personality and Social Psychology* 1984, 46, 892-906.
- Tietgens, H., Vorbemerkungen. In: Dieterich, R. u.a., *Psychologische Perspektiven der Erwachsenenbildung*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 1987, 7-21.
- Ulich, D., Haußer, K., Mayring, Ph., Strehmel, P., Kandler, M. & Degenhardt, B., *Psychologie der Krisenbewältigung*. Weinheim: Beltz 1985.

Brückenschläge zwischen Expertenwelten: Anmerkungen zu einem konstruktiven Dialog zwischen Altersforschung und Erwachsenen-/Altenbildung

Wir haben es allerorten mit Experten zu tun! Experten der psychologischen Gerontologie, Experten der Erwachsenenbildungswissenschaft, Experten der Altenarbeit und schließlich, wenn man die Mündigkeit des erwachsenen und älteren Menschen ernst nimmt, Experten der eigenen Lebenswelt. Wenn diese verschiedenen Expertengruppen in einen Dialog eintreten, wird es zumindest zu Startschwierigkeiten kommen, wenn nicht das Verständnis (im Sinne von Erkenntnis) für die Sichtweisen des jeweils anderen in einem gewissen Maße ausgeprägt ist und dabei gleichzeitig die Eigenständigkeit der jeweils anderen Perspektive respektiert wird.

Der Dialog, der sich im vorliegenden Fall an der Studie von Winfried Saup über „Konstruktives Altern“ (1) entwickelt hat, erweist sich als ein typisches Beispiel für solche Startschwierigkeiten. Sie werden erst dann überwindbar, wenn sich die Dialogpartner die meines Erachtens unterschiedlichen Zugangsweisen zum Dialog bewußt machen.

Die Forderung nach methodischer Sicherung quantitativer Daten vor dem Hintergrund der Forderung nach Objektivität, Reliabilität und Validität (2) hat dann aber genauso ihren Stellenwert wie die Forderung nach Erschließung der Zusammenhänge eines konkreten Wirkungsfeldes durch wissenschaftliche Forschung, um den in diesem Feld Tätigen für diese Zusammenhänge zu sensibilisieren (3).

Während zumindest die Erfüllung der ersten Forderung für die Experten in der Erwachsenen-/Altenbildung ein unter bildungspolitischen Gesichtspunkten notwendiges Legitimationswissen konstruiert, kann die zweite Forderung ihnen helfen, graduell ihr Expertenwissen für die Arbeit „vor Ort“ zu professionalisieren.

Trotzdem erscheint mir die Einschätzung Saups, daß der Dialog zwischen Altersforschung und Erwachsenen-/Altenbildung von prinzipiellen Schwierigkeiten geprägt ist, „die sich aus den unterschiedlichen Aufgaben, Intensionen, Begründungszusammenhängen der beiden Disziplinen ergeben“, richtig zu sein (4).

Diese Feststellung darf nun zum ersten keinen Verzicht auf einen Dialog hervorrufen, sondern eher ein Sich-Einlassen auf die Notwendigkeiten und Bedingungen der jeweils anderen Expertenwelt. Zum zweiten wäre aber zu fragen, wie denn dann die Forderung an die Forschung realisiert werden kann, einen Ausschnitt der Wirklichkeit *differenzierter* zu analysieren, als dies durch die Vorstellungen der in dieser Wirklichkeit unter Handlungsdruck stehenden Erwachsenen-/Altenbildner passiert (5)?

Ich denke, es kann hier nicht darum gehen, eine weitgehende Instrumentalisierung etwa des Systems Altenforschung für das System Erwachsenen-/Altenbildung zu betreiben, was schließlich zu einer fruchtlosen Kasuistik führen würde.

Es geht meines Erachtens vielmehr darum, daß sich die in der Erwachsenen-/Altenbildung Tätigen der Wissenschaft als Regulativ bedienen, um die Bedingungen ihrer Arbeit, deren integraler Bestandteil sie sind, zu reflektieren.

Wissenschaftliche Erkenntnisse können dann der Verbesserung des Expertenwissens im System der Erwachsenen-/Altenbildung dienen, indem sie den Rezipienten dazu stimulieren, „gedankenexperimentell neue Handlungsmuster zu erproben und Dinge aus mehreren Perspektiven anders zu sehen“ (6). Bezogen auf die in der Erwachsenen-/Altenbildungsarbeit Tätigen selbst, möchte ich im folgenden versuchen, am Beispiel des „Rezeptionshorizontes von Praxis-Experten“ diesen Gedanken des Regulativs zu verdeutlichen.

Viele sozialwissenschaftlich ausgebildete haupt- und nebenberufliche Mitarbeiter an Volkshochschulen haben die professionellen Deutungsmuster über die Möglichkeiten ihrer andragogischen Arbeit Ende der 60er und bis in die Mitte der 70er Jahre hinein erworben, also in einer Zeit, in der große Hoffnungen auf die Gestaltungsmöglichkeit der Gesellschaft durch bildungspolitische und pädagogische Maßnahmen gesetzt wurden.

Ausgehend von sozialwissenschaftlichen Analysen wurden Emanzipation und Schaffung von nachträglicher Chancengleichheit als Zielvorstellungen von Bildungsarbeit postuliert und im Rahmen von z.B. Stadtteilarbeit, Zielgruppenarbeit u.a.m. zu verwirklichen versucht. Auch die Verbesserung der Lebenssituation alter Menschen wurde – vor dem Hintergrund optimistischer Forschungsergebnisse zum Prozeß des Alterns Ende der 60er Jahre – in diesem Rahmen thematisiert.

Ein bekanntes Beispiel ist etwa die Konzeption des Projekts „Un-Ruhestand“ Ende der 70er Jahre. Die Darlegung der gesellschaftlich verursachten Bedingungen der Lebenssituation älterer Menschen und die Förderung von Bewußtseinsprozessen und aktiver Auseinandersetzung mit dieser Lebenssituation auf seiten der Betroffenen waren u.a. Zielvorstellungen des Projektes.

Einen Perspektivenwechsel erlebten die professionellen Deutungsmuster der Erwachsenen-/Altenbildner seit Beginn der 80er Jahre dann durch die entmutigenden Erfahrungen mit der Verwirklichung der optimistischen Postulate und Prognosen in der Praxis der Erwachsenen-/Altenbildung und durch sozialwissenschaftliche Impulse. Neue in der Bildungspraxis auftauchende „realistische“ Deutungsmuster über Alltagswirklichkeiten und Alltagshandeln der Teilnehmer/innen von Bildungsveranstaltungen sensibilisierten viele Mitarbeiter/innen im Praxisfeld Erwachsenen-/Altenbildner für die *subjektive Welt* ihrer Klientel. Gesprächsangebote zu „Fragen des Alterns“ riefen individuelle Bewußtseinslagen der Teilnehmer/innen zu individuellen Situationen ab.

Häufig entstanden dann pseudo-therapeutische Situationen in der Bildungsarbeit mit älteren Erwachsenen. Der missionarische Drang nach Veränderung der Lebensverhältnisse älterer Menschen machte einem falsch verstandenen subjektivistischen Bildungsverständnis mit pseudo-therapeutischer Entlastungsfunktion Platz. „Diese – sicherlich überzeichnete – Polarisierung kann uns verdeutlichen, daß professionelle Erwachsenenbildner sich Rechenschaft über ihre Rezeptionshorizonte geben sollten, die neben dem konkreten Praxiswissen ihr Handlungsinstrumentarium und Selbstkonzept bestimmen“ (7).

Wissenschaftliche Forschung wird hier im Rahmen der Selbst- und Fremdwahrnehmung zu einer wichtigen Quelle der Selbstvergewisserung für die Experten in Erwachsenen-/Altenbildung.

Es scheint mir diese *Aufklärungsfunktion* von Wissenschaft zu sein, die als Pfeiler eines Brückenschlages zwischen verschiedenen Expertenwelten fungieren kann. Allerdings ist damit noch nicht geklärt, wie eine tragfähige und begehrenbare Konstruktion des Dialoges entstehen kann.

Damit Wissenschaft die ihr zugeschriebene Dienstleistungsfunktion für Erwachsenen-/Altenbildung erfüllen kann, wären deutlicher als bisher Untersuchungsbereiche und/oder Fragestellungen zu benennen, bei denen das Expertenwissen der in der Erwachsenen-/Altenbildung Tätigen unzureichend oder veränderungsbedürftig ist. Daß dies nur in einem *gemeinsamen Dialog* und unter Umständen auch in *gemeinsam konzipierten Forschungsvorhaben* möglich ist, liegt auf der Hand. Folgende Beispiele für Bereiche und Fragestellungen, die mittels dieses Vorgehens sich als Elemente des Brückenschlages erweisen könnten, lassen sich aufgrund der bisherigen Diskussion benennen:

- Selbstkonzepte von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der Altenbildung
- Selbstkonzepte von Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Altenbildung
- Bedeutung und Anwendungsbedingungen der Biographieforschung in der Altenbildung
- Gesellschaftliche Definitionsprozesse des Alterns und Rezeptionsverhalten unterschiedlicher sozialer bzw. Teilnehmergruppen
- Alltagstheorien von Teilnehmerinnen und Teilnehmern an Bildungsveranstaltungen in ihrer Bedeutung für die didaktisch-methodische Arbeit der Altenbildung
- Bildungsangebote und ihre Rolle bei der Bewältigung von kritischen Lebensereignissen.

Diese – hier nur exemplarisch genannten – Forschungsfelder sind gleichzeitig Praxisfelder und -erfahrungen in der Altenbildungsarbeit. Ich möchte am zuletzt genannten Bereich der „Bildungsangebote zur Bewältigung von kritischen Lebensereignissen“ nun aufzuzeigen versuchen, welcher Art ein konstruktiver Dialog zwischen psychologischer Altersforschung und Erwachsenen-/Altenbildung sein könnte.

Praktiker der Erwachsenen-/Altenbildung beobachten immer wieder, daß gerade

in Krisensituationen oder den uns bekannten typischen Belastungssituationen sich (ältere) Menschen nur begrenzt oder selten der Bildungsangebote zur Bewältigung dieser Herausforderungen bedienen.

Wissenschaft kann hier dem Praxis-Experten „vor Ort“ nicht nur in generalisierender Weise zu Hilfe kommen, indem sie einsichtig macht, daß Menschen auch andere individuelle Möglichkeiten der Krisenbewältigung zur Verfügung stehen, sondern sie kann ihm helfen, bezogen auf definitive Adressatengruppen durch Klassifizierungs- oder Typisierungsverfahren Strukturierungshilfen für sein konkretes Arbeitsfeld zu bekommen. Die Betonung liegt hier auf *Strukturierungshilfen* und nicht auf mehr oder weniger handlungsrelevanten Rezepturen. Strukturierungshilfe wäre es in diesem Falle etwa, wenn das individuelle Verhaltensrepertoire in Krisensituationen, z.B. das

- Sich-Fügen in eine Situation
- Hoffen auf Veränderung
- Zurückstellen eigener Bedürfnisse
- innere Distanzieren von Problemen
- Kompensieren von Problemen
- Ausweichen auf andere Lebensthematiken,

im Hinblick auf die jeweiligen Bedingungsvariablen bei unterschiedlichen Adressatengruppen der Altenbildung untersucht würde. Dies könnte meines Erachtens dem Experten der Altenbildung helfen, mehr über die Wahrscheinlichkeit zu erfahren, mit der bestimmte Adressatenkreise organisierte Lernprozesse überhaupt als Möglichkeit der Problembewältigung wahrnehmen und realisieren (etwa wenn Maßnahmen zur Vorbereitung auf den Ruhestand auch von dem betroffenen Adressatenkreis besucht werden).

Keine Hilfestellung kann dann aber die Altersforschung mehr für die eigentliche Arbeit „vor Ort“ – als „unterste“ strukturelle Zugangsebene des Problems – geben. Die konkrete Ausgestaltung eines Bildungsangebotes für das tatsächliche Publikum „vor Ort“ wird unter Einbeziehung des situativen Kontextes immer eine Gratwanderung zwischen wissenschaftlichem Wissen und Expertenerfahrung bleiben.

Bei der Zusammenarbeit zwischen den Experten aus Wissenschaft und Erwachsenen-/Altenbildung käme es dann immer wieder darauf an, die *Grenzlinien* zu definieren und die *strukturellen Ebenen* des Problemzugriffs zu kennzeichnen, damit ein Aufeinander-Zugehen und damit ein Brückenschlag sinnvoll und nutzbringend wird.

Die weiter oben genannte *Aufklärungsfunktion* von Wissenschaft und die unterschiedlichen *strukturellen Zugänge* zum Problem machen meines Erachtens auch deutlich, daß die Experten in der Erwachsenen-/Altenbildung sich weniger vom „Leitbild“ des praxisorientierten Theoretikers als vielmehr vom Anspruch eines *theorieorientierten Praktikers* leiten lassens sollten.

Anmerkungen

- 1) Winfried Saup: Konstruktives Altern, Göttingen u.a. 1991
- 2) ders.: Konstruktives Altern im Brennpunkt von psychologischer Gerontologie und Erwachsenenbildung (in diesem Band)
- 3) Hans Tietgens: Zum Vermittlungsprozeß zwischen Altersforschung und Erwachsenenbildung, (in diesem Band)
- 4) Winfried Saup, in diesem Band
- 5) Hans Tietgens, in diesem Band,
- 6) Dieter Nittel: Report: Biographieforschung, herausgegeben von der Pädagogischen Arbeitsstelle des DVV. Bonn 1991, S.30
- 7) Michael Bau: Über die Verwendung wissenschaftlichen Wissens in der Bildungspraxis oder Wieviel Wissenschaft braucht und verträgt die Praxis der Erwachsenenbildung-/Altenbildung? Auszug aus einem Vortrag für die Fachkonferenz „Altenbildung“ der Pädagogischen Arbeitsstelle des DVV am 7.3.1990, S.4f

Anmerkungen zum Saupschen Modell weiblicher Alternsweisen

Das Buch „Konstruktives Altern“ ist der entwicklungs-psychologischen Gerontologie zuzuordnen und will einer Sichtweise mehr Gewicht einräumen, die Alternsprozesse und Alternsformen nicht mehr über den Leisten vorherrschenden Verfalls und Verlustes schlägt, sondern in Belastungen und Anforderungen selbst die Chance des Reifeprozesses erkennt und deren Entwicklungspotentiale erforscht. Gleich im ersten Satz seiner Einleitung spricht der Autor davon, daß die größer werdende Gruppe älterer Menschen, die sich gesund und aktiv fühlen, „uns“ dazu zwingt, „die Rolle des Alters zu überdenken“. Dies bleibt allerdings ein einleitender Satz. Das eigentliche Thema der Arbeit ist nicht die gesellschaftliche Rolle des Alters, vielmehr ein Entwicklungsmodell, das Entwicklung im höheren Lebensalter konzeptionalisiert als Ergebnis bedeutsamer Lebensereignisse in der Alters-Biographie. Das Potential an Austragungs- und Auseinandersetzungsaufgaben, das in Lebensereignissen für den einzelnen steckt, ist grundsätzlich *die* Entwicklungsgelegenheit. Gesteht man auch dem Alter analog zur Jugend oder zu jungen Erwachsenen aktive Fähigkeiten zur Auseinandersetzung zu, so liegt darin eben auch für das Alter „die Möglichkeit zu Mit- und Selbstgestaltung der persönlichen Entwicklung“ (S. 11). In Anlehnung an Charlotte Bühler, die darauf verweist, daß auch durch die Verarbeitung von Verlusten und Enttäuschungen Entwicklungsförderndes für eine ‚konstruktive Lebensgestaltung‘ freigesetzt wird, wählt Saup den Titel „Konstruktives Altern“ für seine Arbeit. Wie könnte es für den Psychologen auch anders sein: Das ältere Individuum mit seinen spezifischen Lebensereignissen, bedeuten sie nun Verlust oder Gewinn, ist die entscheidende Größe, selbst wenn der Bedingungscharakter gesehen wird.

Die Arbeit ist sehr übersichtlich gegliedert, sie bietet durch Überblicke und Resümees eine gute Orientierung. Der Leser kann im ersten, lehrbuchhaften Teil des Buches die verschiedenen theoretischen Konzepte und empirischen Ergebnisse zur Entwicklungspsychologie im Alter und die dazugehörigen Namen kennenlernen. So die Konzepte und empirischen Ergebnisse

- zur Konfrontation und Auseinandersetzung mit Lebensereignissen im Alter,
- zur Bearbeitung von Entwicklungsaufgaben,
- zur Entwicklung als Konzept des Übergangs im Lebenslauf,
- zu Lebenskrisen,
- zu den Zielsetzungen im Lebenslauf und den Lebensplänen.

Wer einen Überblick will, sieht sich die Zusammenstellungen bietenden Tabellen an.

Bevor Saup auf seine empirische Untersuchung eingeht, expliziert er deren theoretische Grundlegungen.

1. Sein *Entwicklungskonzept* beruht auf differentiell-pluralistischen Modellen (die sich unterscheiden von normativ-universalistischen Modellen), und er versteht „unter Entwicklung lebensalterbezogene, relativ überdauernde Veränderungen zentraler Verhaltensbereiche einer Person“ (S. 99).

2. Als empirische *Indikatoren* für entwicklungsbedeutsame Veränderungen wählt Saup – mit Hinweis u. a. auf die Lebensereignis- und Copingforschung sowie die Neugier- und Depressionsmodelle und sog. neuere „populärwissenschaftliche Beiträge“, die anhand von Fallbeispielen Veränderungsbereitschaft von Älteren dokumentieren (dazu zählt Saup auch eine soziologische Arbeit von H. Dießenbacher zum Thema Witwen – hic Rhodos, hic salta!) – *depressive und explorative* Erlebnis- und Verhaltensweisen.

3. Um zu klären, welche *Lebensereignisse* als bedeutsam gelten können, zieht Saup neuere Arbeiten aus der Streß-, Life-Event-, Coping- und der Social-Support-Forschung heran. Es wird deutlich: Lebensereignisse sind eine sehr komplexe Variable. Daher: „Welche Merkmale von Lebensereignissen letztlich entwicklungsbedeutsam sind, bleibt eine empirisch noch zu klärende Frage“ (S. 116).

4. Als Typisierungsmuster hat Saup depressive und explorative Erlebnisweisen gewählt. Zur Begründung der depressiven Reaktion führt er an:

- Eine erhöhte Inzidenz von depressivem Verhalten im Alter sei festgestellt.
- Verlustsituationen und nicht kontrollierbare Lebensereignisse würden zur Genese von Depressionen auch bei Jüngeren herangezogen.
- Depressive Reaktionen seien als personseitige Resultate bereits untersucht.
- Depressive Verhaltensweisen seien beschrieben (z.B. zunehmender Pessimismus, zunehmende Passivität).

Zum ersten Punkt wäre zu fragen, ob es vielleicht zum negativen Altersbild gehört, daß Forscher in den älteren Menschen das Negative vermehrt als self-fulfilling prophecy suchen? Oder könnte es auch sein, daß das, was sich bis zum Austritt aus dem Berufsleben verstecken muß, jetzt gelebt werden kann: nämlich unglücklich zu sein?

Zur Begründung der explorativen Reaktion:

- Im Alter ergäbe sich die Chance zu „fremdzweckfreien Tätigkeiten“, anders gesagt, zu nicht fremdbestimmtem Handeln. Intrinsisch motiviertes Verhalten – dazu gehört auch, neugierig und erkundend, also explorierend zu sein – „biete sich älteren Menschen potentiell als Quelle der Freude und subjektiv befriedigenden Lebensgestaltung an“ (S. 110).
- Die explorative Verhaltensweise als Indikator betone den Aspekt der Weiterentwicklung. Dies gehe über die Bewältigung von Aufgaben hinaus.
- Explorative Veränderungen manifestierten sich ähnlich wie depressive Veränderungen auf verschiedenen Verhaltensebenen (z.B. beschrieben als Zunahme von Interessen, als Offenheit gegenüber Experimenten und neuen Situationen).

Meine kritischen Bemerkungen zu diesen Indikatoren:

Das dichotomische Begriffspaar ‚depressiv‘ und ‚explorativ‘ ist nicht gleichrangig. Der Gesichtspunkt ‚depressiv‘ ist einem Krankheitsbild zuzuordnen, der Depression, der seelischen Störung. Da Saup diesen Indikator in einer Studie über ältere Frauen verwendet, ist Mißtrauen doppelt berechtigt. Der älteren Frau – ihre rückläufige ‚Konjunktur‘ bei Männern ist bekannt – wurden immer schon depressive Verhaltensweisen zugeordnet. Der Begriff ist in mehrfacher Hinsicht stigmatisierend: Die Antriebsschwäche ist gesellschaftlich geächtet, ein Krankheitsbegriff ist herabsetzend in der Krankheiten ausgrenzenden Kultur, das traditionelle Bild von der mißmutigen alten Frau fällt zumindest derjenigen ein, die die Andeutungen lesen kann.

Im Begriff ‚explorativ‘ hingegen versammeln sich die positiven Attribute einer postmodernen Industriegesellschaft, der Lernen und Forschen zugrunde liegt. ‚Explorativ‘ ist also der funktionale Begriff, ‚depressiv‘ der nichtfunktionale. Kommt man aus dem Bildungsbereich – so die Rezensentin –, besteht erst recht die Neigung, Neugier und Aufgeschlossenheit, Lerntrieb und tätiges Denken als das Höchste anzusehen.

Die anfangs aufkommenden Bedenken werden bestätigt, wenn man sich den Screening-Test (Tab. 13) anschaut. Die Untersuchungs-Teilnehmerinnen beschreiben ihre für sie bemerkbaren Verhaltensveränderungen schriftlich selbst. So wird am gegebenen Beispiel (S. 159) deutlich, daß Unternehmungs- und Reiselust als explorative Verhaltensweisen gelten. Es fehlt mir die innere, eher kontemplative Seite, die explorierendes Verhalten auch enthält. Ist diese Seite des Explorativen ausgelassen worden, um besser die Gegensätze zeigen zu können, oder wird sie von den Befragten zu wenig genannt? Immerhin ist ein Textbeispiel von einer als depressiv kategorisierten Frau eher abwägend, fragend, vergleichend und enthält damit ganz gewiß auch explorative Elemente.

In seiner Begründung für die Wahl des Indikators ‚explorativ‘ erwähnt Saup die „Chance zu fremdzweckfreien Tätigkeiten“. Er wiederholt die fragwürdige These: „Wenn sozial anerkannte Rollen und Tätigkeiten im Alter irrelevanter werden, ... dann ergibt sich für den älter werdenden Menschen zunehmend mehr die Möglichkeit, Tätigkeiten um ihrer selbst willen auszuführen“ (S. 109). Es ist die Kondition in dieser These, die stört. Wer sagt denn, daß sozial anerkannte Rollen auch für die Älteren irrelevant werden? Lediglich notgedrungen müssen sie sich damit arrangieren! Es scheint doch gerade ein Elend des Alters zu sein, für die Gesellschaft irrelevant und nur ein Kosten-, Pflege- und sonstiger Faktor zu werden, keine Rollen übernehmen zu können, die Anerkennung verschaffen. Die Hinwendung zur intrinsischen Motivation bei Älteren wird gerühmt und gilt „potentiell als Quelle der Freude“. Aber ist die intrinsische Motivation ein Perpetuum mobile? Motiviert sie wirklich immer, ist die Kraft dazu vorhanden? Oder treibt sie nicht gerade in die Ebene der depressiven Veränderung mit „zunehmendem Interessenverlust und Antriebslosigkeit“ (S. 111)?

In dieser Dichotomisierung der Indikatoren und in ihrer Begründung liegen meines Erachtens viele offene Fragen.

Ein Weiteres kommt hinzu. Das theoretische Modell der Studie beruht auf der *Konfrontation mit Lebensereignissen* (deren Merkmale objektiv, objektiviert und subjektiv sind), der *Auseinandersetzung mit Lebensereignissen* (den aktuellen und den über die Zeit sich erstreckenden Formen sowie den für die Auseinandersetzung zur Verfügung stehenden Ressourcen) und den *Entwicklungsveränderungen*, die entweder zunehmend explorativ oder zunehmend depressiv sind. (Die beiden Restgruppen, die sich weder depressiv noch explorativ veränderten, und die Personen, die sich in den letzten zehn Jahren angeblich persönlich nicht verändert hatten, werden nur beiläufig erwähnt.)

In der Studie werden nach Alter, Geschlecht, Wohnort und Nationalität gleiche ältere Personen, also nach zwei unterschiedlichen Entwicklungstypen (explorativ versus depressiv) erforscht in Abhängigkeit von den diese Entwicklung bedingenden Faktoren.

Die Untersuchung der Lebensereignisbiographie, des Coping, der Ressourcen wurde bei Frauen des Jahrganges 1921 durchgeführt, wobei die Veränderungen der letzten zehn zurückliegenden Jahre berücksichtigt wurden. Es stellt sich da die Frage: Warum Frauen? „Es werden Frauen ausgewählt, weil bei ihnen eine bessere (zeitliche) Erreichbarkeit bei der Durchführung der Befragung in der häuslichen Umgebung und eine größere Bereitschaft zur Mitarbeit an der Studie als bei Männern bestehen dürfte“. Das erste Argument scheint eine für das Interviewteam pragmatische Begründung, ausschlaggebend ist doch wohl die größere Bereitschaft der Frauen zur Mitarbeit – also auch die Offenheit und Flexibilität des später als „depressiv“ eingestuften Teils der Gruppe. Saup belegt seine Aussagen immer mit Untersuchungen einzelner Autoren. Ein weiteres Argument: Frauen hätten in diesem Lebensjahrzehnt zwischen 55 und 65 Jahren auch mehr Wendepunkte und Veränderungen zu verzeichnen – also mehr Lebensereignisse. In diesem Zusammenhang wird mir wieder deutlich, wie wenig Ergebnisse der Bildungsforschung – z. B. der weitaus höhere Anteil älterer Frauen im Gegensatz zu älteren Männern an Bildungsveranstaltungen – unter anerkannten Gerontologen bisher Berücksichtigung finden.

Ohne hier ausführlicher auf die Auswahl der Untersuchungsvariablen eingehen zu können, möchte ich doch auf die Dürftigkeit der sozialen Ressourcen-Variablen hinweisen. Es bleiben wieder nur die Kontakte bzw. die antizipierte Notfallhilfe durch andere. Wo sind die Tätigkeiten (nicht als bloßes Ehrenamt), die Weiterbildungs-, Lern- und Studiermöglichkeiten, die neuen Liebes- und Freundschaftsbeziehungen? Seine Ressourcen-Variablen sind mir zu althergebracht, sie sind nicht geprägt von neuen Lebensweisen ‚konstruktiven Alterns‘, sie sind konservativ und allgemein. Vielleicht gibt es im Ergebnis deswegen bezüglich der Ressourcen Übereinstimmung zwischen explorativ und depressiv alternden Frauen. Dies mag auch für die Ergebnisse im Copingverhalten gelten.

Sieh man sich im Kapitel „Ergebnisse“ einige Tabellen an, dann zeigt sich, daß

auch hier die üblichen Lebensereignisse genannt sind. Wo bleiben kicks und highlights, wie die Begegnung mit einem Buch, mit einem Menschen, vielleicht sogar einem Seitensprung? Hat keine dieser Frauen zwischen 1971 und 1981 ein politisches Ereignis, eine Demonstration, eine politische Veränderung als Lebensereignis eingestuft? Wo bleibt das Lebensereignis Auseinandersetzung mit Natur, Materialien? Vorherrschend sind in den „Wendepunkten im Lebenslauf“ wie unter den „bedeutsamen Lebensereignissen“ Familie, Berufsaufgabe, Tod, Krankheit. Wird hier auch wieder einmal suggeriert: Bei den ausgedienten Muttis passiert nichts, es sei denn, sie werden Großmütter? Es fehlen die Modifikationen, wie sie die Biographien von Frauen enthalten. Damit könnten Explorativität oder Defensivität (ein Begriff, den ich dem der Depressivität hier vorziehen würde) im Entwicklungsverhalten durchsichtiger werden.

Hauptergebnis scheint zu sein, daß die depressiv Alternden häufiger mit unerwünschten belastenden und nicht kontrollierbaren Ereignissen konfrontiert waren als die explorativ Alternden. Bleibt am Schluß die Frage: Wie wird eine Frau explorativ und kommt mit dieser Verhaltensweise eher zu einer konstruktiven Altersgestaltung, einer Altersgestaltung, die sich heute auch durchaus in Gegenwehr befindet zur Gewalt gegen Alte auf der Straße, in den Familien, in den Heimen? Läuft alles auf die Gene hinaus oder die Schwere der Ereignisse, oder haben wir einen Spielraum?

Konstruktives Altern – eine Studie über älter werdende Frauen?

1. Vorbemerkung

„Konstruktives Altern“ ist eine psychologische Studie und versteht sich als Beitrag zur Entwicklungs- und Persönlichkeitspsychologie, zur Live-event- und zur Coping-Forschung. Da sie eine Habilitationsarbeit ist, kommen psychologisch-fachwissenschaftliche Kriterien besonders zum Tragen, um den prüfenden Augen der Fachvertreter gerecht zu werden. Umso mehr bedarf die Studie einer „Übersetzung“, eines Transfers, der in diesem Aufsatz allerdings nur ansatzweise zu leisten ist. Über ihre Einordnung in die genannten psychologischen Forschungsrichtungen hinaus wirft die Untersuchung eine Fragestellung auf, die für die Erwachsenenbildung, die Sozialpolitik und für eine präventive Alterspolitik von großem Interesse ist. Mittels genauerer Kenntnisse über diejenigen Lebensereignisse und ihre Bewältigung, die im Verlauf von Entwicklungsveränderungen im höheren Erwachsenenalter zu entweder depressiven oder aber explorativen Persönlichkeitsformen führen, ließen sich Bedingungen für ein „konstruktives“ Altern wie auch für depressive Alternsformen formulieren. In diesem Aufsatz werden die Untersuchungsziele einigen der tatsächlichen Ergebnisse gegenübergestellt und gefragt, ob wir einer Antwort auf die Frage nach den Bedingungen konstruktiven Alterns ein Stück weit näherkommen.

Da die Studie ausschließlich auf Interviews mit Frauen basiert, liegt es nahe, insbesondere den Erkenntnissen über den Alternsprozess von Frauen nachzugehen. Dabei müssen zwei Dimensionen zugleich behandelt werden. Die erste ist die Frage nach dem inhaltlichen Ertrag für die Kenntnisse über geschlechtsspezifische Aspekte des Alterns, wobei man unvermeidlich auf die zweite Dimension, die methodische Anlage der Studie, stößt. Die Perspektive der folgenden Reflexion über die Studie ist eine aus der Soziologie kommende. Damit ist dieser Beitrag gleichsam ein Versuch, den Anspruch der Gerontologie auf Interdisziplinarität zu überprüfen.

2. Die Studie – Erkenntnisse über den Alternsprozess der Frau?

Ausgehend von der Annahme eines lebenslangen Prozesses der Individualentwicklung, soll die Studie Entwicklungsveränderungen im höheren Erwachsenenalter und deren Bedingungsfaktoren analysieren (S.11). Theoretischer Bezugsrahmen bei Saup ist die differentielle Psychologie des Alterns, die – wie bereits länger anerkannt – globale Disengagement- oder Aktivitätsansätze zu-

rückweist und interindividuell differierende Alternsprozesse konstatiert. Die Frage, wie diese individuellen Formen der Persönlichkeitsentwicklung beim Älterwerden zustandekommen, wie Lebensereignisse sowie andere äußere Bedingungen einerseits und Persönlichkeitsentwicklung andererseits zusammenhängen, gilt – so Saup – in der Entwicklungspsychologie als ungeklärt. Davon ausgehend soll Entwicklung im höheren Erwachsenenalter auf der Grundlage des Belastungs-Bewältigungs-Paradigmas erforscht werden, wo Entwicklungsveränderungen das Ergebnis der Auseinandersetzung mit Belastungen und Anforderungen sind. Saup wählt hier ein typisierendes Vorgehen, um die große Variationsbreite möglicher Persönlichkeitsveränderungen zu bündeln. Die beiden Typen zunehmend explorativer – also eine durch Neugier, Entfaltung neuer Interessen und emotionale Offenheit gekennzeichnete Persönlichkeitsentwicklung – oder aber depressiver Erlebens- und Verhaltensweisen gelten als Indikatoren für Entwicklungsveränderungen (S.116). Durch den Vergleich zweier nur im Hinblick auf die Entwicklungsveränderungen variierender, sonst homogener Gruppen sollen diese deutlich herausgearbeitet werden können. Die Untersuchungsgruppen sind auch im Hinblick auf sozio-demographische Merkmale vergleichbar (S.120 ff.).

Ogleich die Befragung mit 134 Frauen durchgeführt wurde, ist sie keine Untersuchung über geschlechtsspezifische Entwicklungsprozesse der Persönlichkeit, Copingstrategien bei Frauen oder über bei Männern und Frauen unterschiedlich verteilte Ressourcen zur Bewältigung von Belastungen. Die Wahl ausschließlich weiblicher Untersuchungsteilnehmerinnen ist lediglich methodisch begründet. Um möglichst „rein“, d.h. unbeeinflusst von intervenierenden, kovariierenden Faktoren die Entwicklungsveränderungen feststellen zu können, wurde eine homogen zusammengesetzte Untersuchungsgruppe gebildet. Eine gleichaltrige und gleichgeschlechtliche Untersuchungsgruppe soll die Gewähr bieten, daß die beiden Entwicklungstypen explorativ und depressiv alternder Frauen nicht von Geschlecht und Alter beeinflusst sein könnten.

Wenn in der Studie also von Entwicklungsveränderungen von Frauen die Rede ist, trifft dies einerseits zu, da die Daten bei Frauen gewonnen wurden. Andererseits aber kann nicht mit Sicherheit behauptet werden, die Ergebnisse seien frauenspezifisch, da eine männliche Vergleichsgruppe fehlt. So besteht keine Möglichkeit, Lebensereignisbiographien, Copingstrategien und personale Ressourcen von Frauen und Männern gegenüberzustellen und zu vergleichen. Auch sind keine Hypothesen und leitenden Fragestellungen formuliert, die eventuell nach Geschlecht differierende Lebensereignisse und Entwicklungsveränderungen erfassen sollen (S.134-138). Da Saup allerdings gar nicht den Anspruch erhebt, Aussagen darüber machen zu können, ob es geschlechtsspezifische Lebensereignisse, Bewältigungsformen und Entwicklungsveränderungen gibt, ist zwar das Fehlen von Aussagen über geschlechtsspezifische Prozesse insgesamt zu bedauern, aber nicht als immanenter Kritikpunkt gegenüber Anlage und Auswertung der Studie anzubringen. Nach den methodischen Kriterien der Studie von Saup kann also kein Anspruch auf geschlechtsspezifische Ergebnisse

gestellt werden. (Die Praxis, geschlechtsspezifische Fragestellungen mit einer nur weiblichen Untersuchungsgruppe zu untersuchen, findet sich häufiger. Sie gilt als zulässig, wenn vergleichbare Daten zu Männern und/oder Frauen bereits vorliegen.)

3. Der Zusammenhang zwischen Inhalten und Methoden

Die Untersuchung zeichnet sich durch ein „klassisches“ empirisches Vorgehen aus. Die ausführliche Sichtung der Literatur ergibt die relevanten Untersuchungsvariablen. Eine detaillierte Beschreibung des methodischen Vorgehens und der einzelnen Testinstrumente macht den empirischen Teil der Studie sehr gut nachvollziehbar. Zu unterstützen ist Saups Kritik an Lebensereignisstudien, die in einem zu strukturierten Vorgehen nur normative, vorab als bedeutsam definierte Lebensereignisse erheben. Demgegenüber will Saup ein offeneres Verfahren entwickeln, das alle subjektiv relevanten Lebensereignisse erfassen soll. Dennoch werden aber lediglich die Lebensereignisse der letzten 12 Monate offen erhoben, die der vergangenen 10 Jahre mittels eines Leitfadens als „bereichsspezifische Exploration“ (S. 127, 144f.). Ansonsten kommen in der Studie psychologische Skalen zu Neugier, Depressivität, Copingstrategien und andere geschlossene Verfahren zum Einsatz (S.140f.). Die Variation und Offenheit des methodischen Vorgehens ist also eher begrenzt. Man hätte sich einen größeren Anteil offener Methoden vorstellen können, die sich gerade angesichts des Themas und der Untersuchungsfragestellung anbieten. Auch wegen des typisierenden Verfahrens, das zwei Gruppen möglicher Entwicklung beim Altern beschreibt, also keine quantitativen Aussagen über die Häufigkeit des Auftretens depressiver und explorativer Altersformen anstrebt, ist zu fragen, ob nicht qualitative Forschungsmethoden geeigneter gewesen wären, um Bewältigungsprozesse von Lebensereignissen aufzuzeigen.

Die Auswertung folgt ebenso klassischen statistischen Auswertungsverfahren; die Untersuchungsvariablen werden daraufhin geprüft, ob eventuell signifikante Unterschiede der beiden Gruppen auf Zusammenhänge zwischen Lebensereignissen, Copingstrategien und Ressourcen einerseits und depressiven oder explorativen Formen des Alterns andererseits schließen lassen.

Saup kommt zu dem Ergebnis, daß sowohl die Anzahl der Lebensereignisse als auch spezifische Lebensereignisse in bestimmten Bereichen die beiden Gruppen – statistisch ausgedrückt – diskriminieren, d.h., daß sich depressiv und explorativ alternde Frauen durch das Auftreten dieser Ereignisse unterscheiden. Die Intensivierung bestehender Freundschaften, die Schaffung neuer sozialer Kontakte und Freundschaften, wichtige Reisen, neue Freizeittätigkeiten, also Lebensereignisse in den Bereichen außerfamiliäre Sozialkontakte, Lebensstil und Freizeit sind kennzeichnend für die Gruppe der explorativ alternden Frauen. Die außerdem bei dieser Gruppe hinzukommende höhere Anzahl als kontrollierbar wahrgenommener Ereignisse führt Saup zu der Schlußfolgerung, daß die explorative

Form des Alterns auf die Fähigkeit zur Mit- und Selbstgestaltung zurückzuführen ist. Entspricht dieses Ergebnis nicht im Grunde dem Aktivitätsansatz, von dem sich Saup abgrenzt? Die für explorativ alternde Frauen gefundenen typischen Lebensergebnisse bestätigen das bereits vorhandene Wissen um die Bedeutung außerfamiliärer Kontakte für die Lebenszufriedenheit älterer Menschen (vgl. Kruse 1984) und unterstreicht gerade für Frauen die Wichtigkeit, „Familienzentrierung“ zu vermeiden. Die Tatsache, daß eine vorab als explorativ gekennzeichnete, mit den Merkmalen Neugier, Aktivität und emotionale Offenheit abgegrenzte Personengruppe entsprechende „Lebensereignisse“, die auf eigenen Aktivitäten und persönlicher Weiterentwicklung gründen, aufweist, war allerdings zu erwarten. Ist mit dieser Erkenntnis aber schon die Bedingung für die positive Form des Alterns gefunden? Können nicht umgekehrt Lebensereignisse wie die Schaffung neuer Kontakte und Freizeittätigkeiten das Ergebnis der explorativen Persönlichkeit sein?

Ein weiterer Lebensbereich mit signifikanter Beziehung zu einem explorativen Alternsstil ist die bewußt angenommene Großelternschaft. Für Saup folgt daraus die Vermutung, daß die Großeltern-Enkelkinder-Beziehung eine wechselseitige und keineswegs einseitige Entwicklung bedeutet. Aus einer soziologischen Sichtweise ist die Befriedigung, die das Großmutter-Sein für Frauen angesichts der positiv besetzten Großmutterrolle bietet, ein nachvollziehbares Ergebnis. Rollen Spannungen, Identitätswandel und -balancen durch das Nebeneinander mehrerer Rollen (auch eine alternde Frau ist nicht nur Großmutter, sondern hat mehrere Rollen) kommen durch das Untersuchungskonzept nicht zum Tragen.

Die Auswertung nach Gruppenunterschieden bei einzelnen Untersuchungsvariablen findet unerwartet viele Gemeinsamkeiten zwischen depressiven und explorativen Personen. So kommt etwa auch bei depressiven Frauen eine vergleichbare Anzahl positiver Lebensereignisse vor. Das die Personengruppe mit einer depressiven Entwicklung kennzeichnende Lebensereignis ist das gehäufte Auftreten von Krankheit (S.176), was – so Saup – zu den nicht gewünschten und nicht kontrollierbaren Ereignissen gehört (S.213). Krankheiten überstrapazieren insbesondere durch ihre relativ dichte Abfolge, wie sie bei depressiven Personen festgestellt wurde, die Bewältigungsressourcen. Die depressive Veränderung der Persönlichkeit wird von Saup als „reaktive Lebensbewältigung“ in Auseinandersetzung mit und als Versuch der Bewältigung von Krankheit gefaßt.

Was bedeutet dieses Ergebnis für Alternstheorien und Alternskonzepte? Wenn Krankheit das hervorstechende Merkmal 65jähriger mit einer depressiven Entwicklung seit 10 Jahren darstellt, dominiert dann nicht das altersspezifische Ereignis Krankheit (ein nach anderen Studien auch schichtspezifisches Risiko) die soziale Konstituierung des Alters? Das hieße, daß nicht biographische, psychische und soziale Faktoren ein differenziertes Altern bewirken, sondern Krankheit als Schicksal des Älterwerdens eine Persönlichkeitsentwicklung zur Depressivität hin fördern würde. Krankheit wäre das für das negative Altern typische Risiko jenseits von sozial und gesellschaftlich bedingten Differenzen. Dabei dürfte ein Alternsmodell, in dem Krankheit als von personalen, sozialen und

materiellen Ressourcen unabhängiges Schicksal zu einem depressiven Alternstil führt, zu eindimensional sein. Daß Krankheit nicht zu den einen positiven Altersprozeß fördernden Dingen gehört, liegt auf der Hand. Allerdings kann die Studie keine Klarheit darüber herstellen, ob Krankheit bei depressiv Alternenden faktisch häufiger als bei konstruktiv Alternenden vorkommt. „Es könnte sein, daß depressiv Alternende faktisch mit ernsthaften Krankheiten konfrontiert waren und diese entsprechend als subjektiv belastender und wichtiger wahrnahmen. Andererseits ist aber nicht auszuschließen, daß depressiv sich verändernde Frauen Krankheiten nur als belastender perzipierten“ (S.217). Nach bisherigen Kenntnissen über die subjektive Wahrnehmung von Krankheiten bei älteren Männern und Frauen ist jedoch davon auszugehen, daß die Bereitschaft bei Frauen, im Interview über Krankheiten zu berichten, relativ hoch ist, was eher für die letztere Interpretation spricht.

Ein weiteres Beispiel für den Einfluß der Methode auf die Ergebnisse sind die Wendepunkte im Lebenslauf. Sie treten bei beiden Gruppen identisch gehäuft im frühen Erwachsenenalter bei Heirat und Elternschaft auf. Erst ab der Mitte des sechsten Lebensjahrzehntes beginnen sich depressiv alternde Frauen durch vermehrte „krankheitsbezogene Wendepunkte“ von explorativen Frauen zu unterscheiden (S.212). Die Schlußfolgerung, die Unterschiede zwischen depressiv und explorativ alternden Frauen könnten nicht auf verschiedene Wendepunkte im frühen und mittleren Erwachsenenalter zurückgeführt werden, sondern lediglich auf das sechste Lebensjahrzehnt, ist unwahrscheinlich (vgl. Lehr 1987). Sollten die Bildungs- und Berufsbiographie, der Familienstand und die Persönlichkeitsmerkmale keinen Einfluß auf Formen des Alterns nehmen? Die geringe Bedeutung der Erwachsenenphase ist vermutlich auf die methodische Erfassung dieser Zeit zurückzuführen und könnte ein Artefakt der Gruppenbildung sein; denn die Gruppen unterscheiden sich nach dem Einsetzen einer positiven oder negativen Entwicklung in den letzten 10 Jahren. Auch Saup räumt ein, daß methodische Mängel nicht die Interpretation zulassen, daß erst ab Mitte 50 eine Unterscheidung der Persönlichkeitsentwicklung einsetze.

Die Summierung und der quantitative Vergleich von Lebensereignissen auch in spezifischen Lebensbereichen ist eine Methode, die deskriptive Ergebnisse produziert, die oft selbstverständlich wirken. Daß mit depressiven Symptomen alternde Frauen sich aktuell mit mehr belastenden Ereignissen auseinandersetzen haben, während die Gruppe der explorativ Alternenden sich zur Zeit überwiegend mit positiven Ereignissen auseinandersetzt (S. 188), gehört zu den der Studie eigenen Ergebnissen, die schon wegen der vorab gebildeten Gruppen zustande kommen dürften. Die Vergleichbarkeit mit anderen Studien, die ebenfalls auf der Ebene der Anzahl von Lebensereignissen argumentieren, war einer der Gründe, dieses Vorgehen zu wählen. So kann zwar festgestellt werden, daß es nicht auf die Menge der Ereignisse, mit denen eine Person konfrontiert wird, ankommt, sondern daß deren Wahrnehmung für die Entstehung von Depressivität relevant ist. Der quantifizierende Umgang mit Lebensereignisbiographien sagt leider nichts über die Qualität der Lebensereignisse, Lebensstile und -weisen,

über individuelle und normativ-soziale Deutungsmuster sowie über Bewältigungsprozesse von Belastungen aus, in denen die einzelnen Ereignisse erst ihre Bedeutung erhalten.

4. Differentielles Altern und soziale Ungleichheit

Zunächst einmal weckt die zentrale Fragestellung der Studie nach (auch äußeren) Bedingungen für unterschiedliche Entwicklungsprozesse alternder Menschen auch soziologisches Interesse. Denn in der Soziologie zählt die Forschung über Unterschiede zwischen Personengruppen und deren Bedingungen zu den klassischen Fragestellungen (z.B. Bewältigung des Austritts aus dem Erwerbsleben bei Frührentnern und bei regulärer Pensionierung, Wahrnehmung von Hilfsbedürftigkeit bei Männern und Frauen etc). Da das Untersuchungskonzept Persönlichkeitsveränderungen von Frauen im Altersprozeß als Auseinandersetzung des Individuums mit negativen oder positiven Bedingungen durch Lebensereignisse auffaßt, sind Informationen über die Vermittlung zwischen der Erlebens- und Verhaltensebene des Individuums und den – auch gesellschaftlich bedingten – Lebensereignissen zu erwarten. Bei genauerer Betrachtung werden jedoch die Differenzen zwischen den Sichtweisen der beiden Fächer am Unterschied, was mit Bedingungen gemeint ist, deutlich. „Durch die Orientierung an einem derartigen Forschungsparadigma rücken Lebensereignisse im höheren Erwachsenenalter und deren individuelle Perception, Formen der individuellen Lebensbewältigung, die bei der Auseinandersetzung und Bearbeitung von Anforderungen und Belastungen aktualisiert werden, sowie Ressourcen, die einer Person dabei zur Verfügung stehen und von ihr genutzt werden können, als potentielle Bedingungsfaktoren entwicklungsbedeutsamer Veränderungen ins Zentrum epistemischer Neugier“ (S. 10).

In der Studie reduziert sich dieses „Bedingungsgefüge“ auf eine Anzahl von Lebensereignissen mit einer bestimmten Frequenz und zeitlichen Erstreckung in bestimmten Lebensbereichen. Auch die Lebensereignisbiographie ist hier nicht eingebettet in ein Konzept des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft, wie es in der sozialwissenschaftlichen Biographie- oder Lebenslaufforschung verwendet wird. In der interpretativen Soziologie verwurzelte Biographie-Konzepte, die zur Erklärung sozialen Verhaltens auf die nötige Norm- und Sinnebene rekurren, hätten dagegen auch geschlechtsspezifische subjektive und objektive Bedingungen erfassen können (vgl. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1976, Schütze 1981). Die quantitative sozialwissenschaftliche Lebenslaufforschung bietet einen Rahmen zur Analyse zum Beispiel sozialstruktureller, regionaler, kohortenspezifischer Bedingungen von Lebensverläufen. Dagegen ist Biographie in der Studie lediglich eine zeitliche Abfolge, in der die relevanten Lebensereignisse nacheinander sortiert werden.

Das psychologische Untersuchungskonzept nach dem Belastungs-Bewältigungs-Paradigma hat für soziale Differenzen lediglich im Rahmen von personalen

Ressourcen einen Platz. Wie in der Auswertung deutlich wird, ist die Konzeptionalisierung sozialer und materieller Ressourcen zu eng, um tatsächlich Differenzen aufzeigen zu können (siehe unten).

Der methodische Individualismus der Psychologie setzt der Art und der Reichweite der Erkenntnisse enge Grenzen. Das in der Untersuchung verwendete Belastungs-Bewältigungs-Modell bietet nur individuumzentrierte, intrapsychische Kategorien und Interpretationsmöglichkeiten. Ob und wie Lebensereignisse in soziale Bezüge eingebunden sind, bleibt offen. Sicher hängen bestimmte Lebensereignisse, wie z.B. der Verlust des Partners, nicht von sozialen Bedingungen ab. Insofern sind ohne Zweifel Entwicklungsveränderungen im Alter ohne gesellschaftlichen Einfluß anzunehmen. Gerade aber die Lebensereignisse, bei denen die Studie eine signifikante Beziehung zur positiven Form des Alterns feststellt, wie die Aufnahme und Intensivierung von außerfamilialen Kontakten, die Hinwendung zu neuen Interessen, sind nach bisherigen Forschungsergebnissen beeinflusst durch Schichtzugehörigkeit. Eine Differenzierung des Alternsprozesses vollzieht sich nicht nur nach Persönlichkeitsmerkmalen, sondern ebenso nach sozial unterschiedlich verteilten Lebensbedingungen.

Die interindividuelle Heterogenität des Alterns ist – so auch Saups Ausgangsgedanke – die Folge von Lebensereignissen und deren Bewältigung. Bei der Auswertung der Variablen, an denen üblicherweise soziale Differenzen/Schichtzugehörigkeit festgemacht wird, zeigen sich keine Differenzen zwischen den beiden Gruppen (S.207). „Diese Ergebnisse widersprechen auf den ersten Blick der Erwartung, daß materielle und soziale Ressourcen bei depressiv alternden Frauen geringer ausgeprägt sein müßten. Dieses überraschende Ergebnis muß nicht besagen, daß zwischen den beiden Untersuchungsgruppen keine Unterschiede in den materiellen und sozialen Ressourcen bestehen; es ist ebenso vorstellbar, daß durch die sehr eingeschränkte Anzahl von Indikatoren diese Ressourcenbereiche nicht angemessen erfaßt werden konnten“ (S.222). Daß die Instrumente keine Differenzen bei den sozial bedingten Ressourcen feststellten, ist also das Ergebnis ihrer zu schwachen Berücksichtigung. Auch dürften die Merkmale der beiden Gruppen zu global gewählt sein, als daß noch die „feinen Unterschiede“ zutage treten könnten. (Bei einer Untersuchung von Frauen wäre eine wichtige Variable die Dauer der Berufstätigkeit.)

Zudem sind bei bestimmten Fragestellungen quantitative Indikatoren nicht aussagekräftig genug. Um dies an einem Beispiel zu verdeutlichen: Das Faktum des Berufsaustritts sagt noch nichts über die individuelle und soziale Bedeutung des Berufes aus. Ob der Berufsaustritt als Erleichterung oder als Verlust erlebt wird, hängt bekanntlich von der beruflichen Position ab; ob die freie Zeit durch neue Aktivitäten gefüllt werden kann, von der Höhe des Bildungsabschlusses. Der Stellenwert der Familie im Alter ist für Frauen niedrigerer Bildungsschichten relevanter als für Frauen mit höherem Bildungsniveau.

Saups Untersuchung reiht sich ein in Ansätze, denen es um den Abbau des negativen Altersbildes geht. Dieses Bemühen um eine positive Besetzung des

Alterns ist zwar anzuerkennen, birgt aber die Gefahr, Bild und Realität zu verwechseln. Denn die Realität älterer Menschen ist immer noch, trotz der Rede von den aktiven „neuen Alten“, geprägt von sozialen Gefährdungen. Das Herausstellen des Positiven konstruiert eine glänzende Oberfläche, unter der das Negative des Alterns verschwindet (vgl. Dieck/Naegele 1989). Die Studie liefert keine Anhaltspunkte darüber, wie häufig solche negativen Alternsformen auftreten. Enge Grenzen für Aussagen über positive oder aber negative Alternsverläufe setzt allein die Auswahl eines Altersjahrganges, der zu den „jungen Alten“ gehört. Könnten nicht die heute noch konstruktiv Alternenden in einigen Jahren von den Risiken des Alterns eingeholt werden?

5. Die gesellschaftliche Relevanz wissenschaftlicher Ergebnisse

Die Studie „Konstruktives Altern“ ist zweifellos ein Stück wichtiger Grundlagenforschung in der Psychologie. Quantitative Verfahren und statistische Analyseverfahren ergeben eine detaillierte Studie. Schwächen der verwendeten Instrumente und Methoden sind vom Verfasser selbst benannt und reflektiert. Bestimmte Instrumente haben wider Erwarten keine Gruppenunterschiede gezeigt (z.B. bei den Coping-Strategien und den personalen Ressourcen). Die Nutzung dieser Erfahrungen für künftige Forschung erlaubt einen kumulativen Fortschritt bei der weiteren Forschung zu diesem Themengebiet.

Wenn nach der Praxisrelevanz dieser Studie gefragt wird, dann sind keinesfalls direkte, unmittelbare Anwendungs- und Umsetzungsmöglichkeiten der Erwartungshorizont, vor dem eine Einschätzung vorgenommen werden sollte. Denn wissenschaftliche Ergebnisse können meist nur vermittelt praktisch werden; an sie ist nicht die Anforderung zu stellen, unmittelbares Handlungswissen zu liefern. Dennoch sollte sich Wissenschaft der Frage nach dem Sinn ihres Tuns stellen. Wissenschaft sollte nicht als Selbstzweck betrieben werden, sondern es ist an sie die Anforderung zu stellen, daß ihre Ergebnisse zur Beantwortung gesellschaftlich relevanter Fragen beitragen. Die moderne Wissenschaft ist hochgradig spezialisiert, ihre Forschungsinteressen decken sich nicht unbedingt mit den Interessen der Praktiker. Teilweise führte dies bereits zur Errichtung von Transferstellen, die eine Vermittlung leisten sollen. In der Studie „Konstruktives Altern“ kommt sehr stark die Tendenz zum Tragen, allein fachwissenschaftsimmanente Kriterien zu genügen. Perspektiven einer praktischen Bedeutung werden kaum aufgezeigt.

Leider gehört die Interpretation der Forschungsergebnisse im Hinblick auf mögliche Praxisrelevanz selten zum traditionellen Verständnis der Rolle des/der WissenschaftlerIn und kaum zu den Qualifikationen, die in der „Scientific Community“ zum wissenschaftlichen Ruf beitragen.

Literatur

Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Kommunikative Sozialforschung. München 1976

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/M. 1980

Dieck, Margret/Naegele, Gerhard: Die „neuen“ Alten – Soziale Ungleichheiten vertiefen sich. In: Karl, F./Tokarski, W. (Hrsg.): Die „neuen“ Alten. Beiträge der 17. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie in Kassel 1988, Kasseler Gerontologische Schriften 6, Kassel 1989

Lehr, Ursula: Zur Situation der älter werdenden Frau. Bestandsaufnahme und Perspektive bis zum Jahr 2000. München 1987

Schütze, Fritz: Prozeßstrukturen des Lebenslaufs. In: Matthes, J., u.a. (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg 1981

Voges, Wolfgang (Hrsg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen 1987

Konstruktives Altern – Herausforderung für die Erwachsenenbildung und für den einzelnen

„Die menschliche Individualentwicklung ist ein lebenslanger Prozeß. Lebensalterbezogene, relativ überdauernde Veränderungen zentraler Verhaltensbereiche einer Person sind nicht auf Kindheit und Jugend beschränkt; entwicklungsbedeutsame Veränderungen können auch im mittleren und höheren Erwachsenenalter beobachtet werden“ (Saup 1991, S. 9).

Diese allgemeine Annahme – in der Entwicklungspsychologie wie in der Erwachsenenbildung belegt und anerkannt – gewinnt in Saups Buch durch seine differenzielle Sichtweise an Kontur. Nach der kritischen Diskussion von globalen Alternstheorien, wie z. B. den Disengagement- oder den Aktivitätsansätzen, wird auf individuell unterschiedliche Altersprozesse und Alternsformen hingewiesen. Dabei konzentriert sich Saup auf zwei „Haltungstypen“, die über verschiedene Möglichkeiten zur Mit- und Selbstgestaltung im Alter verfügen: Die eine Gruppe wird als die „explorativ Alternenden“ und die andere Gruppe als die „depressiv Alternenden“ bezeichnet. Untersuchungstechnisch operationalisiert Saup Entwicklungsveränderungen also über explorative Lebenseinstellungen und Verhaltensweisen. Hierzu benötigt er einen Screening-Test, mit dem er solche älteren Frauen identifiziert, die sich in den letzten 10 Jahren in wichtigen Persönlichkeitsbereichen verändert hatten, und zwar entweder zunehmend explorativer oder zunehmend depressiver wurden.

Um das Geschlecht und das Alter als Bedingungsfaktoren des untersuchten Verhaltens konstant zu halten, wurden nur 66jährige Frauen in die Querschnittstudie einbezogen. Forschungsmethodisch ist diese Stichprobenwahl (134 ältere Frauen des Geburtsjahrgangs 1921) nachzuvollziehen. Sie hat aber zur Konsequenz, daß die Ergebnisse auf diese Teilgruppe unter den Älteren beschränkt bleiben, also insbesondere über Männer und über die alten Alten keine Aussagen gemacht werden können.

Die Bearbeitung der Frage, ob und wie sich explorativ alternde Frauen und depressiv alternde Frauen im Hinblick auf ihre Lebensereignisbiographie, ihre Problembewältigungsstrategien und ihre Bewältigungsressourcen unterscheiden, erbringt auch erwachsenenpädagogisch relevante Befunde und Anschlußmöglichkeiten für die Weiterbildungsdiskussion.

Zu den zentralen Ergebnissen der Studie gehört die Feststellung, daß explorativ alternde Frauen im Verlauf der vergangenen zehn Jahre eine Ausweitung und Intensivierung von Interessen, eine abwechslungsreichere Tageslaufgestaltung, eine größere Intensität und Intimität in Sozialkontakten, ein freieres emotionales Ausdrucksverhalten, eine gelassenerere Lebenshaltung, eine größere Offenheit

gegenüber neuen Erfahrungen und auch ein stärkeres Interesse, persönliche Potentiale zu entdecken und auszuschöpfen, an sich selbst feststellen (S. 210).

Da sich die Arbeit mit entwicklungspsychologischen und gerontologischen Fragestellungen beschäftigt, werden erwachsenenpädagogische Fragen nicht systematisch behandelt, implizit werfen die Ergebnisse jedoch verschiedene sehr wichtige erwachsenenpädagogische Fragen auf und bieten ansatzweise erste Antworten an.

So ist beispielsweise an dem oben dargelegten Befund erwachsenenpädagogisch sehr bedeutsam, daß ältere Frauen an der eigenen Person eine Vielfalt von Veränderungen wahrnehmen, die ihre Entwicklung und ihr Altern bestimmen. Die Veränderungen beziehen sich also keineswegs nur auf den oft diskutierten kognitiven Bereich, wie z.B. die Gedächtnisleistungen, sondern auch auf unterschiedliche soziale und emotionale Entwicklungsdimensionen – und zwar so, wie sie die Untersuchungsteilnehmerinnen subjektiv rekonstruieren.

„Verdächtig“ ist es, daß explorativ Alternde fast nur über positive Veränderungen berichten. Die Entwicklungspsychologie der Lebensspanne hat aufgezeigt, daß in der zweiten Lebenshälfte alle Erwachsenen mehr Verlustereignisse als Zueignereignisse erfahren. Wie gehen die explorativ Alternden aber mit Verlustereignissen um? Ohne es auf der Basis der vorgelegten Untersuchung entscheiden zu können, muß die Frage gestellt werden, ob die explorativ Alternden ihre persönlichen Erfolge und *Mißerfolge* in ihrer eigenen Biographie anerkennen oder ob sie depressive und als negativ bewertete Anteile – aus welchen Gründen auch immer – nicht zulassen oder verdrängen. Möglicherweise entsteht dieser Eindruck lediglich aufgrund der dichotomen Typenbildung. Jedenfalls löst die Eindeutigkeit der dargestellten Entwicklungsrichtung Skepsis aus, denn der Altersprozeß der Explorativen kann nur als eine zunehmend dominanter werdende „vita activa“ gedeutet werden.

Grundsätzlich sollten wir uns in der Erwachsenenbildung davor hüten – und auch W. Saup interpretiert vorsichtig –, einem normativen Bias bei der Interpretation von Haltungstypen zu unterliegen. Wenn exploratives Altern uneingeschränkt als wünschenswert gilt, depressives Altern aber als Abweichung von einer ideellen Norm verstanden wird, besteht die Gefahr von Fehlinterpretationen. Eine solche normative Betrachtung könnte nämlich dazu führen, die depressiven Anteile von explorativ Alternden zu verkennen und unbeabsichtigt einer Rastlosigkeit und einem Aktivismus im Alter das Wort zu reden. Der sicherlich vorhandene Vorteil einer differentiellen Sichtweise würde durch eine derartige normative Bewertung ins Gegenteil verkehrt. Diese Warnung will darauf hinweisen, daß nach der „vita activa“, die für die gegebene Altersgruppe in vielen pädagogischen Abhandlungen als entwicklungsfördernd herausgestellt wird, eine „vita contemplativa“ folgt. Darauf hat A. Imhof (1988) eindringlich hingewiesen. So richtig die Volksweisheit ist, „Wer rastet, der rostet“, so falsch ist die verbreitete Mentalität, die zusätzlichen Jahre im vita-activa-Tempo durchstehen zu müssen. Exploratives Altern ist daher nicht gleichzusetzen mit jener Lebenseinstellung, die A. Imhof (1988, S.

297) folgendermaßen geißelt: „Da rennen wir nochmals dem Jugendrausch nach uneingeschränkter Teilnahme am brausenden Leben nach, streben wichtig-tue-risch nach Geltung und gesellschaftlicher Integration, heischen Partizipation an allen möglichen Aktivitäten und lechzen weiterhin nach einem täglichen Arbeitspensum.“

Exploratives Altern schafft gute Voraussetzungen für eine erfüllte dritte und vierte Lebensphase, wobei die vierte Lebensphase nicht mehr so durch Aktivität geprägt sein muß.

Es ist wahrscheinlich, daß wir es in der Weiterbildungspraxis gegenwärtig häufiger mit explorativ Alternden zu tun haben. Diese Aussage ist allerdings nur eine Vermutung. Sind es die explorativ Alternden, die die im Ruhestand hinzugewonnene Freizeit nicht nur als Zeit für das Private, sondern auch als Solidarzeit nutzen?

Ohne exploratives Altern normativ zu überhöhen, ist es zutreffend, daß in einer sich rasch wandelnden, modernen Gesellschaft, die auf Schnellebigkeit, Kommunikation, Lernfähigkeit und Anpassungsbereitschaft setzt – nicht nur im Beruf, sondern auch im Straßenverkehr, im Alltag und bei der Bewältigung wachsender Informationsmengen –, Einschränkungen im explorativen Verhalten, wie die Einschränkungen bei der fluiden Intelligenz, zu gravierenden Defiziten und aktuellen Problemen führen können. Exploratives Altern ist dementsprechend mit persönlichen Vorteilen, individuellen und sozialen Chancen verbunden.

Welche individuellen Chancen verbinden sich mit explorativen Verhaltensweisen? Solche individuellen Chancen werden sichtbar, wenn man die Aufgaben der Altenbildung thematisiert:

Erstens ist die Bewältigung des historisch-sozialen Wandels, der sich stets verändernden Lebensverhältnisse und Lernaufgaben und damit die Bewältigung von Unsicherheit an exploratives Handeln gebunden. Das individuell orientierende Verstehen und Bewerten des ökonomischen, politischen, technischen und kulturellen epochalen Wandels stellt sich für alle Zeitgenossen als Aufgabe. Entsprechende allgemeine Bildungshilfen haben nur Aussicht, angenommen zu werden, wenn ein hinreichendes Neugieverhalten bei älteren Menschen gegeben ist.

Zweitens werden lebensalterstypische Aufgaben, wie der Übergang vom Beruf in den „Ruhestand“, Veränderungen der Wohnverhältnisse, Umgang mit anderen Zeitstrukturen und einem neuen Freizeitbudget, zu deren Bewältigung ebenfalls Bildungshilfen bestehen, von explorativ Alternden offenbar leichter verarbeitet.

Drittens scheinen auch zur Überwindung von individuellen Krisen- und Belastungssituationen (kritische Lebensereignisse und Streßbewältigung) die explorativ Alternden besser vorbereitet als die depressiv Alternden.

Unter dem Aspekt sozialer Chancen wäre es interessant, zu wissen, ob die Vermutungen zutreffen, daß explorativ Alternde eher zur Weitergabe von Wissen

und Lebenserfahrungen an die jüngere Generation neigen, daß sie häufiger bei sozialen Diensten mitwirken, daß sie eher bereit sind, organisatorische und technisch-handwerkliche Fähigkeiten und Fertigkeiten wachzuhalten und an die jüngere Generation weiterzugeben. Die sozialen Chancen, die exploratives Handeln und Neugierverhalten beinhalten, zeigen sich exemplarisch bei der intergenerativen Bildungsarbeit: Zeitgeschichte und jüngere Vergangenheit sind ein enorm wichtiges Lernfeld für nachwachsende Generationen. Ältere Menschen sind Zeitzeugen, durch die Geschichte unmittelbar, lebendig und ungeschminkt erfahren und nachempfunden werden könnte. Wenn sie bereit sind, ihre Lebenserfahrungen und -erinnerungen weiterzugeben, können diese eine Fundgrube für alle sein, die ein dialogisches Geschichtsinteresse haben. Im Gedächtnis der älteren Menschen sind nämlich nicht nur Daten, Personen und Ereignisse gespeichert, sondern durch ihre Erinnerungen begegnen uns auch subjektive Lebensentwürfe, zeittypische Erinnerungen und in facettenreicher Weise der gesellschaftliche Wandel. Dialogische Geschichtsverarbeitung in den pädagogischen Einrichtungen der Gesellschaft kann die Vergangenheit als Lernfeld aufwerten. Älteren Menschen daher Möglichkeiten aufzuzeigen, wo und wie sie als Dialogpartner gebraucht werden, und mit ihnen Projekte vorzubereiten und durchzuführen, in denen ihr besonderes zeitgeschichtliches Wissen zum Tragen kommt, kann eine Aufgabe der Erwachsenenbildung sein. Erfahrungen in Modellprojekten zeigen, daß es nicht nur wichtig ist, zu fragen, wie das Wissen und die Lebenserfahrung Älterer beispielsweise in den Schulen und Kindergärten, in den Vereinen und Verbänden, in lokalen Zeitungen und Erwachsenenbildungsstätten eingebracht werden kann, sondern daß es in gleicher Weise wichtig ist, zu überlegen, welche älteren Menschen man wie für diese anspruchsvollen Aufgaben gewinnen kann. Saups Untersuchung beantwortet diese Fragen zwar nicht, aber seine Untersuchung enthält Hinweise.

Auch unter weiteren Gesichtspunkten scheinen explorativ Alternde in der Weiterbildung aufgrund ihrer Entwicklungs- und Erlebensdispositionen objektiv Vorteile zu haben. Einige dieser Gesichtspunkte (vgl. Rott/Hub 1990) seien kurz erwähnt:

Teilhabe: Soziale Kontakte stellen auch im Alter eine bedeutsame Grundlage für die Lebenszufriedenheit dar. Es ist für jeden einzelnen subjektiv bedeutsam, zu zeigen, daß er bzw. sie Wissen und wichtige Erfahrungen hat. Aber damit die Umwelt positiv darauf reagiert, müssen Kompetenzen im Umgang mit anderen vorhanden sein und die Bereitschaft, neues Wissen zu integrieren. Das Interesse älterer Menschen an der Gesellschaft, an Veränderungen und an deren Bedingungen, ist aber geradezu die Voraussetzung für die soziale Teilhabe.

Vermitteln: Eine erfolgreiche Auseinandersetzung mit Neuem kann nur gelingen, wenn Ältere zunächst an Bekanntem anknüpfen können, wenn eine angemessene Unterweisung stattfindet und wenn die Verstärkerfunktion des sozialen Umfeldes von den Älteren voll genutzt wird. Auch hierbei scheint der explorative Verhaltens- und Erlebnisstil Vorteile zu haben.

Neu lernen: Wir wissen aus der kognitiven Forschung, daß aufgrund der hohen Plastizität der kognitiven Funktionen und aufgrund eines hohen Maßes an Reser-

vekapazität ältere Menschen unter günstigen Bedingungen in der Lage sind, ähnliche Lernleistungen wie jüngere zu erzielen (vgl. Kruse/Lehr 1989). Genauso entscheidend wie die kognitiven Voraussetzungen sind aber die motivationalen Voraussetzungen, also beispielsweise die innere Bereitschaft, in eine Lerngruppe zu gehen und sich mit neuen Wissensinhalten auseinanderzusetzen. Hier wiederum sind Saups Befunde relevant.

Kontrollüberzeugung: Es ist ein grundlegendes Bedürfnis aller Menschen, den Ausgang von Ereignissen und Handlungen im eigenen Sinne günstig beeinflussen zu können. Ältere Personen empfinden häufig ein weit geringeres Maß an Kontrollüberzeugung, als dies gerechtfertigt erscheint, und sie verhalten sich entsprechend. Günstige Kontrollüberzeugungen müssen in der Weiterbildung aufgebaut und gefördert werden. Saup weist darauf hin, daß depressiv Alternde nicht nur von einer größeren Anzahl aktueller gesundheitlicher Beschwerden und einer stärker ausgeprägten Unveränderlichkeitseinstellung berichten, sondern daß vermutet werden kann, „daß mit persönlich bedeutsamen Veränderungen im Sinne zunehmend depressiver Erlebnis- und Verhaltensweisen auch geringer ausgeprägte internale Kontrollüberzeugungen einhergehen“ (Saup 1991, S. 222). Es wäre auch für die Weiterbildung sehr wichtig, wenn man durch eine längsschnittliche Untersuchungsanlage mehr über den Zusammenhang von Entwicklungsveränderungen, Lebensereignis-Biographie mit der Herausbildung interner Kontrollüberzeugungen erfahren könnte.

Saup beschreibt auf der Basis seiner empirischen Befunde in kontrollierter Form die Entwicklungsveränderungen von Frauen im höheren Erwachsenenalter, und er kann konkrete Unterschiede zwischen den verschiedenen Haltungstypen darstellen. Dem Autor ist allerdings zuzustimmen, wenn er festhält, daß die Untersuchung von Ressourcen explorativ und depressiv alternder Frauen in der vorliegenden Studie noch am wenigsten befriedigen kann. Wissen über die Entwicklung von Bewältigungsressourcen und die Bedeutung von pädagogischen Hilfestellungen bei der Herausbildung solcher Ressourcen wäre in der Erwachsenenbildung von großem Interesse. Entsprechende Ergebnisse sind in Querschnittstudien kaum herauszuarbeiten; hierzu müssen aufwendige Längsschnittuntersuchungen durchgeführt werden. Es wäre notwendig, herauszufinden, inwieweit bei der Entwicklung der Persönlichkeitsmerkmale und Bewältigungsressourcen Zeiteffekte, Kohorteneffekte und Alterseffekte eine Rolle spielen.

Zur Beantwortung der wichtigen Frage, wie es denn während des Lebenslaufs zu diesen verschiedenen Haltungstypen und den Determinanten des Verhaltens kommt, gibt Saup lediglich einige Hinweise. Beispielsweise zeigt er auf, daß das Haushaltsnettoeinkommen, der Bildungsabschluß, die Berufsposition, auch die wahrgenommene soziale Unterstützung im Notfall durch Familienangehörige, andere Verwandte und Freunde, die Häufigkeit von täglichen Kontakten und die Anzahl passiver Besuche durch Verwandte und Freunde keinerlei Gruppenunterschiede aufweist. Eine genauere Analyse der Genese der Verhaltenstendenzen findet aber leider nicht statt.

Die Untersuchung von Saup läßt offen, ob die gewählte Typisierung für ältere

Menschen spezifisch ist (explorativ/depressiv) oder ob eine ähnliche Typisierung auch bei jüngeren Menschen vorgenommen werden könnte. Es läßt sich nur darüber spekulieren, ob explorative oder depressive Verhaltensprägungen während der Sozialisation im Kindes- und Jugendalter oder ob sie durch besondere Erfahrungen im Erwachsenenalter entstehen. Interessant wäre in diesem Zusammenhang die Bestimmung der Unterschiede zwischen den Generationen, denn es ist zu vermuten, daß es gewisse Gemeinsamkeiten Älterer bei der Bewältigung von Problemen und bei den Bewältigungsstrategien gibt, ältere sich also von jüngeren Menschen unterscheiden.

Angeregt durch die vorliegende Untersuchung stellen sich für die Erwachsenenbildung mit älteren Menschen weitere Fragen:

Gibt es bei den explorativ und depressiv Alternden – ähnlich wie im Einstellungsbereich bei allen Altersgruppen der Postmaterialisten und Materialisten (vgl. Inglehart 1977; Tippelt 1990, S. 234 ff) – auch Mischtypen?

Verhalten sich Menschen tatsächlich entsprechend ihrer Persönlichkeit situationsübergreifend explorativ oder depressiv? Oder verhalten sich Menschen eher situationsabhängig? Gibt es also Lebensbereiche oder Situationen, die geprägt durch die moderne Rollensegmentierung, generell eher explorativ (z.B. neue Bekanntschaften) und andere Lebensbereiche oder Situationen, die generell eher depressiv (z.B. Verlust von Angehörigen und Freunden) von Personen bewältigt werden?

Welche anderen Typisierungen sind für die Erwachsenenbildung mit Älteren interessant, um die Zielgruppe besser kennenzulernen? Beispielsweise werden die Älteren in der Sinus/Infratest/Becker-Studie „Zur Lebenssituation der 55- bis 70jährigen“ (1991, S. 43) nach den bekannten acht Milieus unterschieden, und darüber hinaus werden vier zentrale Lebensstile älterer Menschen mit jeweils spezifischen Lebensorientierungen und Einstellungen zum Alter vorgestellt (vgl. ebd., 82ff): Die pflichtbewußt-häuslichen Älteren (31 Prozent der 55- bis 70jährigen), die aktiven neuen Alten (25 Prozent), die sicherheits- und gemeinschaftsorientierten Älteren (29 Prozent), die resignierten Älteren (15 Prozent). Obwohl diese Studie insgesamt aufgrund des anderen methodischen Vorgehens und anderer Beschreibungsdimensionen bei der Typenbildung nur sehr begrenzt mit der Saup-Studie vergleichbar ist, fällt die ähnliche Charakterisierung der aktiven neuen Alten und der explorativ Alternden sowie der resignierten Älteren und der depressiv Alternden auf. Außerdem ist diese Altenstudie ein Beispiel für empirisch gewonnene Lebensstile von älteren Menschen, die sich nicht auf eine dichotome Gegenüberstellung von Typen bezieht.

Wie kann man Bildungsangebote für die große Zahl jener Senioren attraktiv machen, die nicht das von Saup hervorgehobene Neugierverhalten zeigen oder die weniger geistig aktiv sind? Ist es pädagogisch überhaupt gerechtfertigt, Menschen, die keine Bildungswünsche haben, zur Weiterbildung besonders zu motivieren?

Welche besonderen Bildungsbedürfnisse haben depressiv Alternde, und wie müßten Bildungsveranstaltungen für diese Personen aussehen?

Schaffen Erlebnisse in der Jugend (z. B. Verstärkung von explorativem oder passivem Verhalten durch „signifikante Andere“) jeweils besondere Bildungsmotivationen im Alter, wie es manche Erfahrungen im Seniorenstudium nahelegen?

Welche pädagogischen und didaktischen Bemühungen tragen dazu bei, im Sinne einer Prophylaxe oder gar Therapie, den Übergang von der Depressivität zur Depression zu verhindern?

Die aufgeworfenen Fragen ergeben sich bei der Lektüre des vorliegenden Textes. Wenn die Fragen noch nicht beantwortet werden, darf dies keinesfalls als Mangel der Saup'schen Untersuchung interpretiert werden, denn selbstverständlich kann eine Einzelstudie nur Teilaspekte klären. Zur Beantwortung der formulierten Fragen wäre es notwendig, verschiedene Forschungsstrategien zu kombinieren: Besonders lohnend wäre eine pädagogische Biographie-Forschung, die typische Bildungslebensläufe einander gegenüberstellt. Wünschenswert wären Längsschnittuntersuchungen, die von Anfang an auch pädagogische Fragen aufnehmen und entsprechend operationalisieren. Weitere Querschnittstudien, die der Vorgehensweise von Saup ähneln, sind notwendig, damit weitere Typisierungen herausgearbeitet und beschrieben werden können. Eine repräsentative Absicherung der Ergebnisse von Saup, die er selbst vorschlägt, wäre ebenfalls wichtig, um nicht nur die Deskription der Haltungstypen, sondern auch deren reale Verteilung in der Gesellschaft ableiten zu können.

Da die demographische Entwicklung dazu führt, daß der Anteil der Alten an der deutschen Bevölkerung weiter steigen, der der Jungen aber sinken wird, wären auch Motivations-, Einstellungs- und Lebensereignisstudien interessant, die das Generationenverhältnis und den Generationenkonflikt explizit thematisieren.

Auf der Basis dieser Untersuchungen könnten Schlüsse für die Altenbildung gezogen werden, die nicht nur die Jungsenioren und -seniorinnen betreffen. Auch die Hochbetagten einerseits und die junge Generation andererseits sind wichtige Zielgruppen der Altenbildung.

Was die junge Generation betrifft, so wird in den letzten Jahren als pädagogische Aufgabe deutlich, schon in den pädagogischen Einrichtungen mit den neuen Problemen des Alterns und mit einem fundierten Wissen über die Lebenslage und -situation der älteren Generation vertraut zu machen. Hierzu scheint es nicht nur interessant, Curricula zu entwickeln, sondern noch wichtiger ist es, ältere Menschen dafür zu gewinnen, ihr Neugieverhalten und ihre explorativen Verhaltensweisen auf diese spannende Auseinandersetzung mit der jüngeren Generation zu richten.

Die Hochbetagten, deren Lebenssituation von Saup aus forschungsmethodischen Gründen nicht thematisiert wurde, werden in der Erwachsenenbildung wichtiger. Wir denken meist an das „dritte“, kaum jedoch an das „vierte Alter“. Unter den Frauen erreicht bereits jede dritte das Hochbetagten-Alter, unter den

Männern jeder siebte. Wie gehen wir in der Erwachsenenbildung aber auf die Lebenssituation der Hochbetagten ein, deren Seh-, Hör- und Körperkraft abnimmt und denen viele Aktivitäten daher versagt sind?

Imhof (1988, S. 296) zitiert die hochbetagte Marie Gattiker, die uns einen Hinweis gibt: „Das, was unserem letzten Lebensabschnitt Sinn und Erfüllung geben kann, muß von langer Hand vorbereitet werden; wir können es nicht, wie die Tätigkeiten der Jungsenioren, von einem Tag auf den andern übernehmen. Wer zeit seines Lebens die Freizeit, die ihm neben der Berufsarbeit verblieb, mit den dürftigen Zerstreuungen der Massenmedien bestritten hat, steht im letzten Lebensabschnitt in einer entsetzlichen Leere. Die Menschen, die noch auf der Höhe des Lebens stehen, brauchen ebenfalls eine Belehrung fürs Altwerden, denn nicht allen gelingt es im Alter, durch das Nachdenken über sein Leben, durch Meditation und wertvolle Lektüre, die so verbreitete Lethargie und die Depressionen des Altwerdens zu überwinden. Im letzten Lebensabschnitt zählt nicht mehr das Tun, sondern vielmehr das Sein“.

Diese Worte einer Hochbetagten weisen darauf hin, daß konstruktives Altern nichts mit Aktivismus zu tun hat. Für die Alten- und Erwachsenenbildung ist der Schluß zu ziehen, daß sie nicht zur Verdrängung der drohenden „entsetzlichen Leere“ im Hochbetagten-Alter beitragen, sondern der angesprochenen Lethargie und Depression durch Bildungsangebote schon früh vorbeugen soll. Bereits zu einem frühen Zeitpunkt soll die Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie und der sozialen Umwelt unterstützt werden.

Wenn es das Ziel von Prozessen des konstruktiven Alterns ist, persönliche Integrität zu erreichen, dann wird aus den Worten der Hochbetagten aber auch deutlich, daß das Erreichen dieses Lebensziels letztlich – unabhängig vom Haltungstyp – die individuelle Aufgabe und Leistung des einzelnen bleibt.

Literatur

- Imhof, A.E.: Die Lebenszeit. Vom aufgeschobenen Tod und von der Kunst des Lebens. München 1988
- Inglehart, R.: The silent revolution. Changing values and political styles among western publics. Princeton 1977
- Kruse, A./Lehr, U.: Altenbildung – theoretische und empirische Beiträge der Gerontologie. In: Röhrs, H./Scheuerl, H. (Hrsg.): Richtungsstreit in der erziehungswissenschaftlichen und pädagogischen Verständigung. Wilhelm Flitner zur Vollendung seines 100. Lebensjahres. Frankfurt/M. 1989, S. 317 – 338
- Landesinstitut für allgemeine Weiterbildung (Hrsg.): Weiterbildung mit älteren Menschen. Modelle in Baden-Württemberg. Mannheim 1991
- Nunner-Winkler, G.: Auswirkungen des sozialen Wandels auf die Persönlichkeitsentwicklung von Jungen und Alten. Die Frage nach dem Generationenkonflikt. In: Evangelische Akademie (Hrsg.): Droht ein Krieg der Jungen gegen die Alten? Bad Boll 1991, S. 238 – 263

- Rott, C./Hub, R.: Bildung und Kompetenzerhaltung im Alter am Beispiel technischer Innovationen. In: Landesinstitut für allgemeine Weiterbildung (Hrsg.): Weiterbildung mit Älteren im Bereich „Neue Technologien“. Mannheim 1990, S. 27 – 46
- Saup, W.: Konstruktives Altern. Göttingen u.a. 1991
- Sinus/Intratest/Becker (Hrsg.): Die Älteren. Zur Lebenssituation der 55- bis 70jährigen. Bonn 1991
- Tippelt, R.: Bildung und sozialer Wandel. Eine Untersuchung von Modernisierungsprozessen am Beispiel der Bundesrepublik Deutschland seit 1950. Weinheim 1990
- Weber, E.: Altenbildung? Prinzipielle Überlegungen zu ihrer Begründung. In: Knoll, J. (Hrsg.): Lernen, Wissen, Handeln. Beiträge zu Theorien und Problemen der Erwachsenenbildung. Tübingen 1988, S. 39 – 58
- Weber, E.: Generationenkonflikt und Jugendprobleme aus (erwachsenen-)pädagogischer Sicht. München 1987

Nachbemerkungen

Wenn in den „Vorbemerkungen“ die Intentionen dieser Veröffentlichung beschrieben wurden, so geschah dies im Hinblick auf inhaltlich-funktionale Ziele mit einiger Vorsicht und Selbstbegrenzung und mit einer gewissen Entschiedenheit jedoch in bezug auf Verfahrens- und Präsentationsformen. Was herausgekommen ist, scheint mir eher das Umgekehrte zu sein: Relative Klarheit darüber, was als nächstes zu tun ist, spürbare Begrenzung jedoch, was den gedachten Weg anlangt. Unter den gegenwärtigen Umständen allseitiger Bedrängnis mit entsprechendem Zeitdruck und fremdbestimmten Anforderungen hat es sich als schwierig erwiesen, eine originelle Textsorte zu entwickeln. Bei der Lektüre liegt die Assoziation von Buchbesprechungen näher als die des interdisziplinären Dialogs. Indes sind von unterschiedlichen Ausgangspunkten her doch nahe beieinanderliegende Vorstellungen darüber entwickelt worden, zu welchen Rückfragen das zur Diskussion gestellte Buch herausfordert und welche weiteren Forschungs- und Reflexionsschritte vordringlich erscheinen. Die Fragen ergeben sich zum größten Teil daraus, daß der an sich selbstverständliche, ja sogar wünschenswerte Zusammenhang von Inhalt und Methode im Falle psychologischer Gerontologie unversehens zu plausiblen Ergebnissen führt, die sich aber bei gründlichem Nachdenken oft als Zirkelschlüsse oder doch als nicht weiter erforschbare Phänomene der Wechselwirkung erweisen.

Es lassen sich daran weitreichende Überlegungen anknüpfen. Beispielsweise ließe sich fragen, ob das Übergewicht des Dichotomischen Folge eines methodischen Konstrukts ist oder Ausdruck eines alltäglichen Gewohnheitsdenkens. Offenkundig sind jedenfalls Unsicherheiten in der Form des Umgangs mit der Forschung trotz weitgehendem Konsens in der Einschätzung des Stellenwerts empirischer Forschung. Für den wünschenswerten Zuwachs des hermeneutischen Potentials aber bedeutet es, Versuche zu unternehmen, den Prozeßcharakter der jeweiligen subjektiven Lebensbewältigungsformen und ihrer sozialen Verflechtungen transparenter zu machen. Beispielsweise wäre zu fragen, ob nicht das Kontemplative, das Brunhilde Arnold vermißt, im Resignativen, kurzerhand depressiv Genannten, aufgegangen ist. Die Schwierigkeiten, die bei solchen Nachfragen für die Forscher entstehen, sind unübersehbar, erfordert es doch, Multidirektionalität forschungsmethodisch erkennbar zu machen. Nicht weniger schwierig ist es dabei, den Bildungsintentionen gerecht zu werden. Ein solcher Selbstanspruch aus der Berufspraxis bedeutet immerhin, das Herausbilden von „internalen Kontrollüberzeugungen“ zu fördern, wie es Rudolf Tippelt hier formuliert hat, was aber in den anderen Darstellungen mitgedacht ist. Nur stehen dem alle Trends des gesellschaftlichen Umfeldes entgegen. Indes ist dies nur eine von vielen zeitgeschichtlichen Artikulationen, die dazu auffordern, Altersforschung und Bildung Älterer nicht isoliert vom biographischen Lebenszusammenhang zu verstehen.

Einem solchen Ansinnen werden immer wieder Reduktionszwänge entgegenstehen, umso mehr, desto weniger humanwissenschaftliche Forschung noch Förderung erfährt. In einem gerade erschienenen Band dieser Reihe – Schlutz/Tews: Perspektiven zur Bildung Älterer – ist aber auch mit Nachdruck für „die Öffnung der Gerontologie in den Lebenslauf als Beitrag zur Bildung im Alternsprozess“ plädiert worden. Forschungsstrategisch heißt das, Priorität für Längsschnittuntersuchungen zu erreichen, um eine pädagogische Biographie-Forschung zu entwickeln. Etwas von dem lebensgeschichtlichen Wandel der Wahrnehmungs- und Verarbeitungsstile in den Blick zu bekommen, könnte Generationenkonflikte verständlicher machen und den Generationendialog anregen. Es könnte dann wohl auch die „Gratwanderung“ zwischen wissenschaftlichem Wissen und der reflektierten Erfahrung „vor Ort“, von der Michael Bau spricht, ein wenig sicherer zu realisieren sein.

Hans Tietgens

AutorInnen

- Dr. Brunhilde Arnold, freiberuflich tätig im Bereich „Weiterbildung im Alter“, deutsche Korrespondentin der Zeitschrift „TALIS“ („Third Age Learning International Studies“), Toulouse
- Dr. Michael Bau, hauptberuflicher pädagogischer Mitarbeiter an der Volkshochschule Kaarst-Korschenbroich
- Ursula Dallinger, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universität Dortmund, Arbeitsbereich „Soziale Gerontologie
- Dr. Winfried Saup, Privatdozent am Lehrstuhl für Psychologie der Universität Augsburg
- Dr. Hans Tietgens, Professor für Erwachsenenbildung an der Universität Marburg, ehemaliger Leiter der Pädagogischen Arbeitsstelle des DVV, Frankfurt/M.
- Dr. Rudolf Tippelt, Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität Freiburg